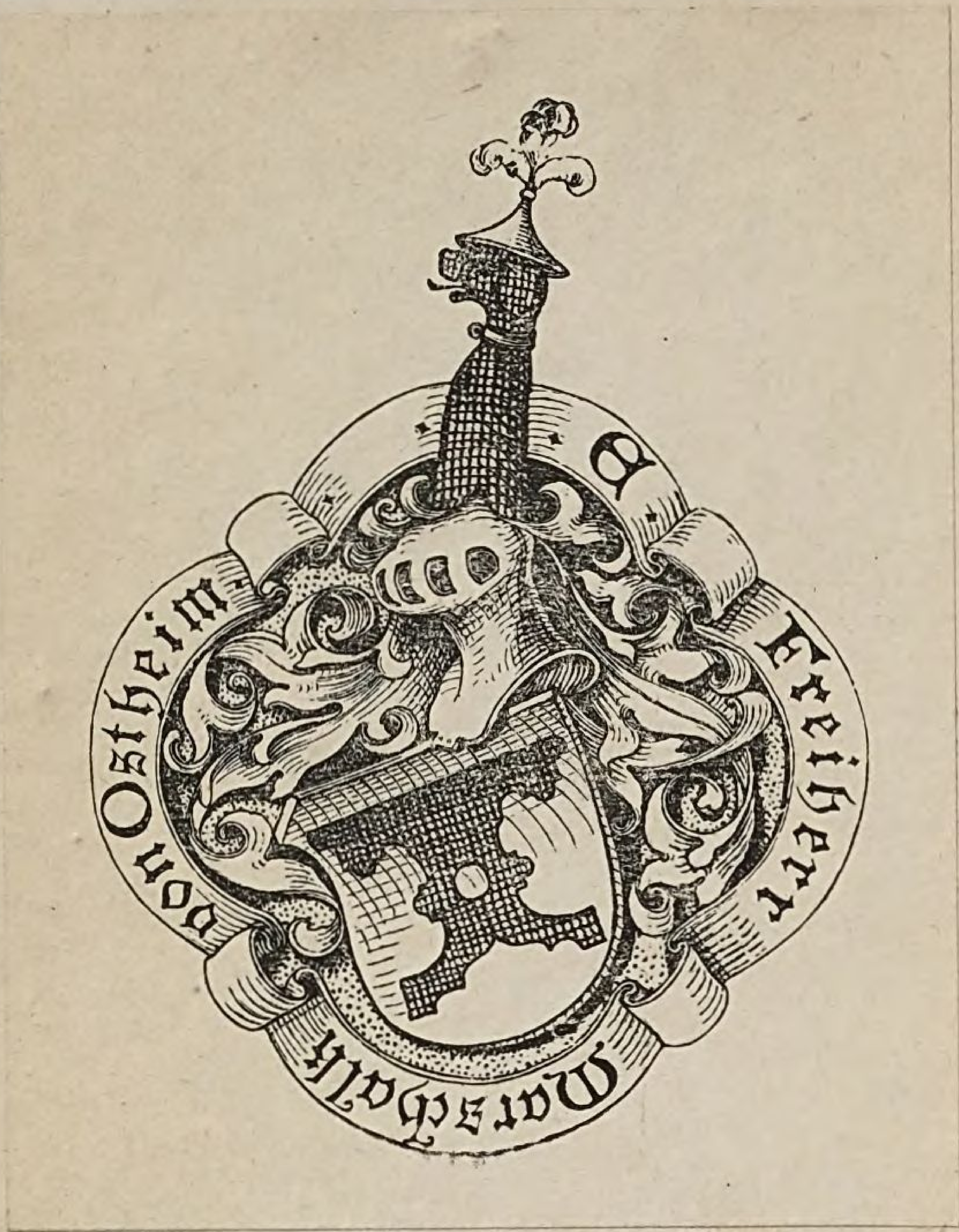

M · Freiherr
Marschalk
von Ostheim ·

Die Arbeiterdichtung

in Frankreich.

Die Arbeiterdichtung
in Frankreich.

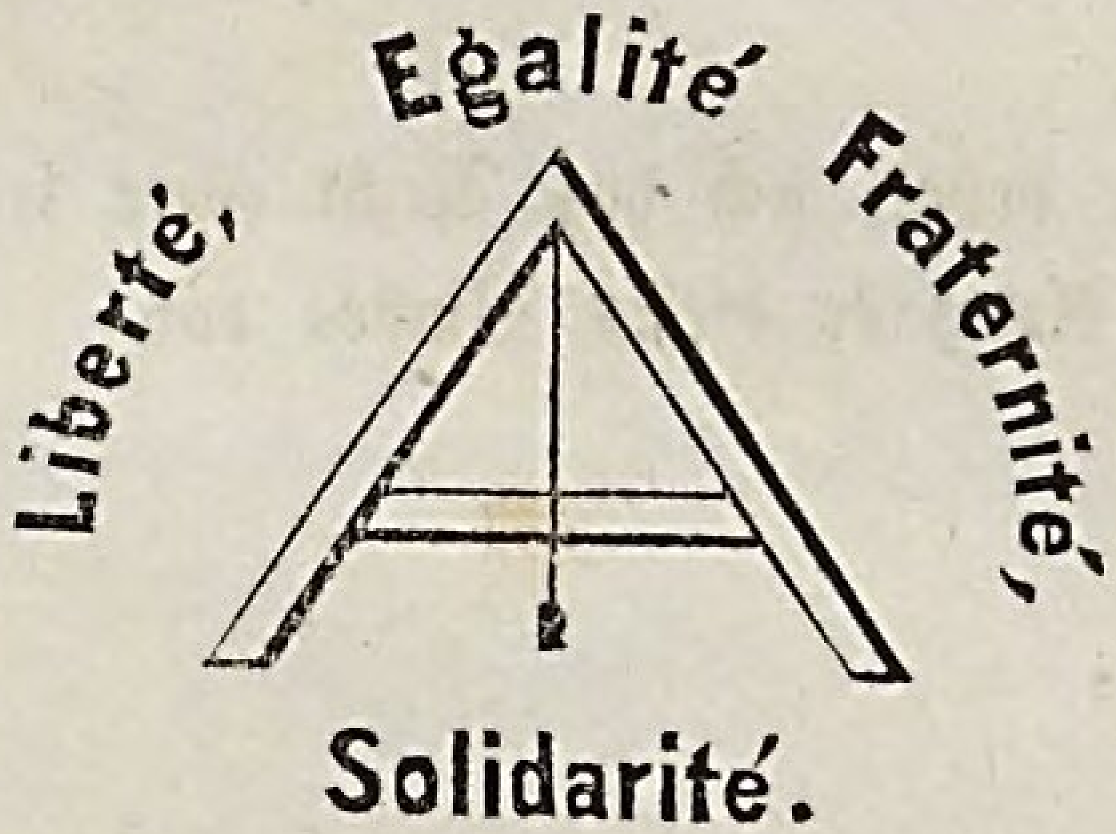
Ausgewählte Lieder französischer Proletarier.

In den Versmaßen der Originale übersetzt
und mit biographisch-historischer Einleitung versehen;

nebst einem Anhang Victor Hugo'scher Zeitgedichte.

Von

Adolf Strodtmann.



London.
Trübner & Co.

Newyork.
B. Westermann & Co.

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.

Herrn Dr. Wilhelm Löwe,

dem letzten Präsidenten des deutschen Parlaments,

dem treuen Kämpfer
für das Recht und Wohl des Volkes,

in Hochachtung und Freundschaft

gewidmet.

Einleitung.

Man hat den politischen Zustand Frankreichs unter einer früheren Regierung als einen „durch Lieder gemilderten Despotismus" bezeichnet. Mit Ausnahme der Gesänge Béranger's, sind wenige der originellen Chansons, in welchen der unterdrückte Volksgeist sich Luft machte, außerhalb ihrer Heimat bekannt geworden. Wir glauben, dass diese moderne Volkspoesie jedenfalls eine größere Beachtung verdient, als ihr seither zu Theil wurde, denn sie liefert, um uns eines in letzter Zeit beliebt gewordenen Ausdrucks zu bedienen, einen wichtigen Beitrag zur Naturgeschichte des französischen Proletariats. So gering im Allgemeinen der artistische Werth jener Produktionen anzuschlagen ist: sie geben einen zuverlässigen Maßstab für die Beurtheilung des Bildungsdranges, welcher die Arbeitermassen von Paris beseelt und sich, trotz aller Hemmnisse, Befriedigung zu verschaffen sucht. Wem ernstlich daran gelegen ist, die Wünsche und Hoffnungen der sogenannten unteren Volksklassen zu studieren, Der sollte nicht mit vornehmer Gleichgültigkeit die Lieder übersehen, in welchen das Volk selbst seine trüben Zustände geschildert, seine Forderungen mit klarer Bestimmtheit, Punkt für Punkt, entwickelt hat.

Die Menschheit bedarf frischer, thatkräftiger Elemente, wenn ihr ermattender Organismus sich nicht in innerem Kampfe zerstören soll, und das Proletariat ist der neue Faktor, dessen Eintritt in die Geschichte sich naht. Wer ist diese junge, bisher unverbrauchte Kraft, die so mächtig in den Tiefen unserer Gesellschaft gährt und des Tages harrt, da man sie entfesselt? Heros der Zukunft! taufen wir dich Engel des Lichts oder der Zerstörung? Wirst du Kultur und Sitte zertrümmern? fragen die Einen. Wirst du mit belebendem Hauch die Menschheit verjüngen? fragen die Andern. Wähle zwischen Segen und Fluch!

Doch, wie lange schon hast du gewählt! Spanntest du nicht den müden Arm an den Webstuhl und das sausende Triebwerk der Maschinen? Fügtest du nicht die bleierne Haft der Lettern, daraus das Wort, die Lerche der Freiheit, sich in die Lüfte schwang? Sahen wir dich nicht im Gewande des Paria auf der Barrikade, so oft es den Kampf um die Rechte der Menschheit galt? ... O, sie haben dich verkannt und geschmäht, sie haben dich eingekettet in den Zwang einer greisen Gesellschaft, deren Verwesung schon begonnen hat, ehe sich das Grab der Geschichte über ihr schloss — und nun zittern sie vor der gefesselten Kraft, welche (sie wissen es!) sich morgen schon der ohnmächtigen Hand ihrer Kerkermeister entringt! Es quält sie das Bewusstsein ihrer Schuld; sie haben es längst erkannt, dass der Grund all' unserer Missverhältnisse nur in den socialen Einrichtungen, in der gepriesenen „Ordnung“ liegt; aber, zu feig, jene vernunftwidrigen Institutionen dem Wohl der Gesammtheit zu opfern, vermehrt sich mit jedem Tag ihre Furcht vor der Rache des Betrogenen. Damit ein Zehntel der Menschheit die Früchte des Reichthums und der Bildung genieße, müssen neun Zehntel eigenthumslos, und — um eigen-

thumslos zu bleiben — der Segnungen der Bildung beraubt sein!... ist es noch ein Wunder, dass jenes erste Zehntel, das zum Theil diesen Zustand geduldet, zum Theil ihn geflissentlich heraufgeführt hat, nur mit Zittern der Sühne gedenkt? Doch, sie mögen sich beruhigen! Wie überall, liegt auch hier, außer dem seltnen Gericht des Zufalls, die Hauptstrafe in der peinigenden Selbstanklage des Gewissens. Nicht Hass, noch Rache leiten den Arm des Proletariers zum Werke der Zerstörung oder Neugestaltung unsrer socialen und politischen Verhältnisse; was ihn zum Kampf erregt, ist vielmehr das Gefühl der Unsittlichkeit und Ungerechtigkeit der heutigen Gesellschaftsform, und nur humane Forderungen sind es, deren Erfüllung er von der Zukunft verlangt.

Für diese Thatsache liefert die nachstehende Sammlung französischer Arbeitergedichte aufs Neue einen eklatanten Beweis. Das Proletariat stellt sich hier in den Liedern seiner eigenen, von ihm selbst geliebten und gefeierten Dichter vor das Tribunal der Geschichte und bringt seine Klagen wie seine Hoffnungen vor. Beide wägt Themis in ihrer ewigen Wage gegen die Sünden der Gesellschaft ab, und, mag die Schale des Armen sinken oder steigen: das Urtheil wird gerecht sein! —

Welche Stellung die französische Arbeiterpoesie in ihrer Heimat behauptet, sehen wir aus zahlreichen der nachfolgenden Lieder, und vielleicht klarer noch aus den Worten, mit welchen Auguste Loynel, einer dieser Volksdichter, die „Voix du peuple", eine Sammlung republikanischer Gesänge aus dem Jahr 1848,*) einleitet:

*) La voix du peuple, ou les républicaines de 1848. Récueil des chants populaires, démocratiques et sociaux, publiés depuis la révolution de février. Paris, à la librairie chansonnière de Durand, éditeur. Rue Rambuteau 32.

„Es giebt in Frankreich, zumal in Paris, eine Klasse von Schriftstellern — wir meinen die Dichter aus dem Handwerkerstande, — die selten von den Freiherrn der „höheren Literatur“ eines Blickes gewürdigt werden. Oder wenn eine verlorene Stunde diesen Herren erlaubt, einen höhnischen Blick auf derartige Schöpfungen zu werfen, hervorgebracht unter den Mühen und Leiden, welche die Arbeit der Hände dem Proletariat auferlegt, so zerbrechen sie mitleidslos das begonnene Bildwerk, bevor der rüstige, verständige Meißel des Künstlers im Stande war, daraus ein Meisterstück zu erschaffen. Sie verschwenden auf nicht bloß alberne, sondern meist auch plumpe Kritiken die Kraft ihres Geistes, von dem sie ab und zu in fadenscheiniger und selbstunverstandener Sprache Zeugnis ablegen, sei es im untersten Geschoss bald urweltlich riesiger, bald fast unscheinbarer Journale, sei es in gewissen Romanen, Broschüren, Schmähschriften ꝛc., die freilich unglücklich genug verfasst sind, um nur eine sehr winzige Zahl wohlwollender Leser zu finden.

„Man begreift es so leicht, wie man es hört: die großen Geister können sich nicht mit aller Welt einlassen!... Und doch — wir dürfen es sagen — giebt es auch hier glückliche Ausnahmen. Wenn verschiedene „Arbeiter des Gedankens“ (wie sich Herr Alexandre Dumas, Marquis von La Pailleterie und andern Besitzungen, elegant genug ausdrückt) übereingekommen sind, den Dichtern aus dem Arbeiterstande gar kein Verdienst zu lassen: so finden sich doch Einzelne, die — weit entfernt, den Stein auf Jene zu werfen — sie ermuthigen auf dem steilen Pfad, wenn sie Keime wahren Talents in den Kämpfern entdecken, die kühn in die Rennbahn eintreten, wo als Angriffs- und Vertheidigungswaffe die mit Geschick geführte Feder gilt. Victor Hugo, Béranger, Lamartine, George Sand, Eugène Sue, Balzac

und andere Männer von unzweifelhaftem Genie oder Talent halten ihre Hand segnend über viele Proletariatsdichter ausgestreckt, um ihnen die ersten Stufen erklimmen zu helfen, die früh oder spät zum Ruhm oder zur Vergessenheit, zum Glück oder zum Elend führen.

„Weh Dem, welcher sich auf dem rechten Wege befand, aber nicht die Kraft besaß, gegen all' die aufgethürmten Hindernisse anzukämpfen! Nachdem er die Qualen des Hungers erlitt, harrt seiner das Hospital am Ende seiner Laufbahn! — Können wir ihn verdammen? Ach, wie manchem Versuch hat er sich unterwerfen müssen, bevor er zu solchem Loos sich entschied! Oft ward er das Opfer der Niedertracht oder des Egoismus seiner Umgebung. Bald quälten ihn eifersüchtige Nebenbuhler, bald die Forderungen grausamer Herren, thörichter und prosaischer Menschen, die nicht begreifen, dass Inspiration das Haupt des Proletarierdichters berühren kann inmitten des betäubenden Lärmens der Werkstatt.

„O, warum ihn seiner Träume willen tadeln? Warum seine Phantasien verspotten? Ist nicht die Dichtung die gütige Fee, welche Familienkummer, getäuschte Hoffnung, betrogene Freundschaft vergessen macht, indem sie aus ihrem Füllhorn einige duftende Blüthen hinstreut über den Weg, den der Proletarier zu gehen verdammt ist, ihn befeuchtend mit seinem Schweiß und seiner Thräne? . . .

„Doch wohin sind wir gerathen! Verzeiht uns — das Wort Elend floss uns in die Feder, und das ganze Leid der Vergangenheit stieg in der Erinnerung vor uns auf.

„Chatterton, Malfilâtre, Auguste Lebros, Victor Escousse, Hégésippe Moreau und zahlreiche Andere sind ebenso viel' gespenstische Schatten, welche nachdrücklich wider die affektierte Milde und Nachsicht protestieren,

unter deren abgenutztem Mantel unser Zeitalter sich heuchlerisch verhüllt.

„Wir haben heute einfach die Aufgabe, den Lobredner der demokratischen Lieder zu machen, welche die Sonne des Februar ins Leben rief; ja, sie sind zum Theil schon entstanden, bevor das Gestirn der Revolution von 1848 jene zweifelhafte Freiheit erhellte, die uns heute zu beschützen scheint. — Weh Allen, die nicht begreifen wollen, dass das Volkslied der wahre Ausdruck der Gefühle eines aufgeklärten Volkes war und ist, — eines Volkes, das seit lange in der Herrschaft der socialen Demokratie das einzige Mittel erkennt, die Bande zu zerbrechen, darin das Elend uns Tag für Tag zu ersticken droht!“

Wir können uns diesem lebhaften und warmen Plaidoyer für die vorliegenden Dichtungen anschließen, soweit von der Bedeutsamkeit ihres Inhalts als einer zuverlässigen Quelle für die Erkenntnis der Zustände und Hoffnungen des französischen Proletariats die Rede ist. Fern aber sei es von uns, den Kunstwerth dieser meist grellen und einseitigen Lieder zu überschätzen, weil dieselben nicht im bleichen Glanz vergoldeter Säle, sondern zwischen vier kahlen Lehmwänden erdacht wurden. Nur der hochgebildete Mensch, dem die freie und naturgemäße Entfaltung aller Geisteskräfte vergönnt war, vermag sein Fühlen und Denken in Kunstwerken zu gestalten, denen nicht die flüchtige Parteiströmung des Tages, sondern die ewige Wahrheit ihren Stempel verlieh. Wer unausgesetzt inmitten feindseliger Zustände und barbarischer Widersprüche lebt, wird sich nicht aus dem Zwange befreien, der mit der Gesammtheit auch ihn danieder hält. Oder wenn er sich scheinbar befreite, stände er allein; er gehörte zu den Einsamen, man verstände ihn nicht mehr, und der Einsame ist vielleicht noch gefesselter, als die Ruderknechte unserer Staats-

galeere zwischen ihren Mitgefangenen. Diesen bleibt doch der Trost eines verstohlenen Gedankenaustausches, und wenn beim Takt der Ruderschläge der Eine dem Andern ein Wort ins Ohr flüstert von der Hartherzigkeit ihrer Peiniger, so hat Jener einen Fluch des Verständnisses, und zuletzt zerreißen doch ein paar kräftige Bursche die Ketten, oder ziehen den abgemagerten Fuß durch den Eisenring, und werfen den Kerkermeister sammt dem Steuermann und dem ganzen Matrosengesindel über Bord! —

Fast alle der in Rede stehenden Gedichte sind Chansons, d. h. Lieder mit regelmäßig wiederkehrender Schlusszeile, oder Chants, d. h. Lieder mit regelmäßig wiederkehrender Chorstrophe. Letztere Form ist im Ganzen seltener; nur dem Pierre Dupont ist sie die gewöhnliche. Was die Wahl der Versmaße betrifft, so giebt es hier wenig Abwechselung. Als die gebräuchlichste Form erscheint der fünffüßige Jambus mit wechselndem männlichen und weiblichen Reim; der vierfüßige Jambus ist ausschließlich Dupont eigen, und trochäische Versmaße finden sich nur ausnahmsweise vor. Die meisten dieser Proletariatsdichter haben sich — ähnlich den Meistersängern des Mittelalters — eine bestimmte Strophe gewählt, die selten mit einer andern vertauscht wird; höchstens dass die Anordnung der Reime sich einmal ändert, oder dass der Refrain um einen Fuß verkürzt oder verlängert wird.

Was den Refrain selber betrifft, so umfasst dieser meist den scharf ausgesprochenen Gedanken, welcher im übrigen Theil des Gedichtes zur Ausführung kommt. Es wäre möglich, die Weltansicht jedes einzelnen dieser Dichter ziemlich klar nachzuweisen, wenn man nur seine Refrains übersichtlich zusammenstellte und mit denen der andern Proletariatsdichter vergliche. Wir behalten uns eine derartige Arbeit vor; die Philosophie des Armen

hat zur Lösung der socialen Frage für uns wenigstens keinen geringeren Werth, als die Philosophie der officiellen Systemerfinder in Presse und Kammerdebatte. Wenn man das Volk einmal als Kranken betrachtet, sollte man doch zuvor aus dessen eigener Rede seinen Zustand erforschen, statt ihm von oben herab die Universalmedicin zu dekretieren, als wäre nicht der Patient die Hauptsache, sondern das Heilmittel, das wissenschaftliche System. Wir protestieren freilich gegen den ganzen Vergleich. Das Volk ist weder krank noch schlecht, es bedurfte nicht der Ärzte, sondern die Ärzte bedurften des Volkes, um sich für ihre Quacksalbereien bezahlt zu machen; sie haben es verdummt und eingeschläfert, aber die gesunde Natur des Volkes stößt das eingeathmete Traumgift wieder zurück, und es könnte den unberufenen Heilkünstlern bei dieser Gelegenheit ergehen wie dem Doktor Strafford und seinem königlichen Patron . . .

Man wird gegen die vorliegenden Chansons mit dem ewig wiederkehrenden Refrain sicher den Vorwurf der Monotonie und Gedankenarmuth erheben. Wir vertheidigen die Verfasser gegen solchen Tadel nicht; das Volk ist einmal einseitig in seinem Verlangen und seinem Urtheil; wenn es die Gründe seiner Hilflosigkeit: die schlechten Institutionen, und den einzigen Rettungsanker: die Freiheit, erkannt hat, so variiert es diese zwei Grundtöne in hundert Weisen, aber das Thema bleibt dasselbe. Die Unsittlichkeit der heutigen Welt und die Durchsetzung einer socialen Reform gegen die Zwingherrschaft des Kapitals — Das ist der stillschweigends anerkannte Text jeder Melodie, und Belehrung oder Trost der einzige Zweck. Ich beziehe mich hier auf einen Brief, den ich 1851 von Gustave Leroy, einem der anerkanntesten dieser Volksdichter, empfing. „Mein Ziel," schreibt er, „war niemals, eine

höhere oder niedere Literaturstufe zu erklimmen; nein — ich sagte mir: die Wissenschaft ist unfruchtbar für Den, der Nichts weiß, und der seinen Tag um einen Bissen Brot einer mühsamen Arbeit zu opfern verdammt ist. Wohlan, diese Bücher voll hoher Philosophie, bei denen ich so oft bleich wurde, ich will sie jeder Vernunft klarmachen, ich will an die Herzensthür klopfen — der Verstand wird mir später antworten, wenn sie mich begriffen; sie werden ja lesen... Ich habe mein Ziel erreicht — mögen sie mich vergessen! Was kümmert mich Das? — habe ich nicht meine Bescheidenheit und meine Armuth?"

Der ausgesprochene Zweck dieser Chansons ist demnach ein didaktischer; der Poet sucht seine Leidensgenossen „klarzumachen" über ihre Stellung in der heutigen wie in der künftigen Gesellschaft, er beweist die Verworfenheit der jetzigen Lebensform, er revolutioniert überall durch den Gedanken der Sittlichkeit. Es ist kein Ruhmeskitzel, der ihn zum Schaffen treibt, er will das Lied, um „der Brüder Wunden zu heilen," um den Armen zu versöhnen, wenn er im Kampf gegen das Unrecht des Schicksals erlag, ihn zu stählen, wenn ihn die Kraft zu jenem Kampfe noch durchglüht. Was soll ihm der Ruhm? Was ihm dieser bleiche Schatten, der fast nur um Gold sich an unsre Fersen heftet, der uns zum Sklaven der Menge macht in den Tagen der Kraft und Jugend, um dem müden Greis das Scepter einer Scheinherrschaft in die zitternde Hand zu legen? Er hasst die Reichen, — doch nicht, weil sie reich sind, sondern weil das Gold sie verblendet, weil es die Kluft zwischen Bildung und Unwissenheit, zwischen Besitz und Eigenthumslosigkeit, Genuss und Entbehrung tiefer und tiefer aufwühlt, weil jedes Stück schimmernden Metalls in ihren Händen zum Dämon wird, der sie noch trotziger der Milde verstockt!...

Welch ein schwieriges Loos ist dem Volksdichter gefallen! Sein Publikum ist der Arme, der von der Civilisation Ausgeschlossene; Alles, was vorausgesetzt werden kann, ist der sogenannte gesunde Menschenverstand — welch ein Hemmnis für den Dichter, in dessen Werken man zugleich ein Muster vollendeter Form begehrt! Und nicht bloß verständlich muss jene Poesie auch dem rohesten, verkümmertsten der Proletarier sein — sie muss ihn zugleich so energisch, so nachhaltig ergreifen, dass er sich von ihrem Einflusse nicht mehr losmachen kann. Darum diese Refrains, die gleichsam mit so viel' Widerhaken wie Strophen sich in das Herz einstechen, von denen sich zu befreien zur Unmöglichkeit wird; darum diese eintönige, meist klagende oder finstere Melodie, welche, einmal gehört, nicht wieder verklingt!

Die Entstehung der Chanson ist sehr alt. Schon aus dem Minnegesang der Provençalen tritt uns diese Form entgegen, als populärer Ton erhielt sie sich im Volksliede, und bis auf Piron und Béranger ist sie bei den Franzosen niemals ganz ausgestorben. Als den Vater derselben dürfen wir vielleicht Meister François Villon betrachten, den ersten französischen Dichter, welcher durch seine bald heitern, bald schwermüthigen Lieder seine Muttersprache, gegenüber der trocken lateinischen Mönchspoesie, zu Ehren brachte. Er war im Jahre 1431 zu Paris geboren und führte ein unstätes Wanderleben voll Noth und abenteuerlicher Zufälle. Bisweilen von Rittern und Fürsten protegiert, musste er zu andern Zeiten seinen Lebensunterhalt erbetteln oder stehlen und dafür ins Gefängnis wandern.

„Es zwingt die Noth uns oft, zu fehlen,
Der Hunger lockt den Wolf hervor,“

singt er in einem seiner Lieder, und ein andermal klagt er:

„Ach! hätte man mich einst belehrt
In meiner Jugend tollen Jahren,
So hätt' ich jetzt wohl Haus und Herd
Und würd' ein besser Loos gewahren.
Nun muſs ich irr das Land durchfahren,
In keiner Schul' ein werther Gast,
Ihr zählt mich zu der Schlechten Scharen,
Und, o! Das bricht das Herz mir fast."

Villon muſs noch ziemlich jung gewesen sein, als ein Richterspruch des Parlamentes ihn zum Tod am Galgen verurtheilte. Ludwig XI. verwandelte dies Urtheil jedoch in die Strafe der Landesverweisung. Mit echtem Galgenhumor verfasste der Dichter zu jener Zeit sich und seinen, gleich ihm, der Strafe des Gehängtwerdens verfallenen Gefährten nachstehende Grabschrift:

„Der Regen wusch und spült' uns ab — o Graus!
Die Sonne dörrt' und schwärzt' uns immerzu;
Die Raben pickten uns die Augen aus,
Und zupften Bart und Brauen ab dazu.
Wir kommen nie und nimmerdar zur Ruh',
Bald hie, bald da, wie es der Wind begehrt,
Der je nach Lust durch unsre Glieder fährt,
Zerfetzt von Vögeln, daſs sie nicht zu flicken.
Kein Spott, o Menschen, sei uns drob beschert,
Nein, fleht zu Gott: er woll' uns Gnade schicken!"

Über das Ende dieses originellen Poeten ist nichts Zuverlässiges bekannt. Er klagt vielfach in seinen Liedern, daſs er besonders von den Pfaffen verfolgt worden sei. Rabelais erzählt, daſs Villon später zu Saint-Maixent in Poitou gelebt und geistliche Schauspiele gedichtet habe, die er von den Bauern aufführen ließ.

Es kann indeſs nicht unsre Aufgabe sein, an dieser Stelle eine Geschichte des Ursprungs und der Fortentwicklung der Chanson zu geben. Wir haben es hier vorherrschend mit der socialen Chanson zu thun, als deren

Begründer J. P. Béranger gelten darf. Wo dieselbe in der ersten französischen Revolution vereinzelt emportaucht, trägt sie noch einen beschränkten, fast ausschließlich politischen Charakter. Dem Einflusse Béranger's begegnet man seit der Julirevolutiou überall, wo sich das Volkslied erhebt Herwegh hat hier seine Schule gemacht, und in Frankreich giebt es wohl kaum ein einziges Gedicht des großen Chansonniers, das nicht seine Nachahmer gefunden. Ich hörte in Paris im Winter 1850—1851 wenig' Lieder von ihm singen, aber jeder Volksdichter hat ihn als Muster der Form studiert, und sich dann gewöhnlich eine oder ein paar Strophen gebildet, in denen er es ziemlich leicht zu einer bedeutenden technischen Fertigkeit bringt. Und wirklich findet man selten Einen unter der Sängerschar, der nicht mindestens ein selbständiges, in seiner Art wirksames Gedicht geliefert hätte.

Überhaupt erstreckt sich die Abhängigkeit von Béranger mehr auf die Korrektheit der Form, und auch hier darf man nicht an sklavische Nachahmung denken. Der Fortschritt von Béranger zu der heutigen Proletariatspoesie ist dem Inhalte nach fast so bedeutend, wie bei uns Fortschritt von den „Gedichten eines Lebendigen" zu der neueren Poesie eines Freiligrath. Hier wie dort flüchtet sich das Lied vom abstrakt politischen auf das konkret sociale Gebiet; hier wie dort ist die Phrase der Allgemeinheit überwunden, nur das Besondere, Thatsächliche hat Werth; statt der nebelhaft philosophischen Träumerei, vertieft sich der Poet in die großen Leiden der Menschheit, in die brennenden Fragen seines Jahrhunderts. Die Entwicklung geht so schnell, dass man selbst an den Einzelnen oft Perioden nachweisen kann, deren äußerste Grenzen einander ferner liegen, als zuweilen in der Poesie ganzer Kulturepochen der Fall ist. Das ist erklärlich; denn jedes Ereignis im öffentlichen

Leben findet sein Echo im Liede des Volksdichters, und wie haben sich die Ereignisse seit 1830 gedrängt! Vom Bürgerkönig bis zur Februarrevolution oder Junischlacht, von da bis zum Staatsstreich und der zweiten Auflage des Kaiserreichs — welch ein reicher Stoff für den Dichter, der als Kämpfer inmitten seines Volkes steht! Bedeutungsvoll ist namentlich der Rückhall, welchen die Junitage von 1848 in den Herzen der Volksdichter fanden. Die meisten Gedichte aus den ersten Monaten der Republik sind voreiligen Jubels, grundloser Hoffnungen voll; man glaubte mit einem Schlage verwirklicht, was lange Leidensjahre ersehnt hatten. Erst mit der Niederlage kam die Enttäuschung; so paradox es klingen mag: erst die Niederlage war der Sieg. Oder hat das Volk nicht schon heute gesiegt, trotz dem zeitweiligen Regime der kleinen, gemeinen Eskamoteurs? Hält nicht Alles, was groß, edel und tüchtig ist, zum Volke, während der Feind sich stützt auf Betrug und Meineid, List und Gewalt, Kanonenlogik und Junkerimpertinenz! Es ist ein sonderbares Schauspiel, das sich uns bietet — die schwarzen Flöhe suchen dem schlafenden Riesen noch einen Stich beizubringen, die feigen Hunde ihm noch in der Eile die letzte Wurst aus der Tasche zu ziehen... das Gesindel weiß ja, dass mit dem aufsteigenden Morgen der Schläfer erwacht! —

Wir ließen uns vorhin über den Zweck dieser Poesie als einen didaktischen aus und erklärten dadurch die Einseitigkeit der Chanson. Aus demselben Grunde kommt es, dass alles wahrhaft Tüchtige jener Dichtung einen ernsthaften Charakter trägt. Frivolität ist ein Erzeugnis der höheren Stände, sie liegt dem Volke zu fern; seine Schmerzen sind zu tief und echt, als dass es ihm möglich würde, sie zu ironisieren, und wo sich hin und wieder der Humor einmal lustig macht, erinnert sein unwillkürlich trübes Gesicht an die Sprünge

des armen Bajazzos, der bei seinen plumpen Späßen jeden Augenblick an die bittere Noth seines Lebens gedenken muss. Solche Lieder stehen vereinzelt da; es sind rohe Nachahmungen Béranger's, ohne einen Hauch jener Grazie, welche Letzterem zu Gebote stand, und sie verdienen wenig Beachtung. Dasselbe gilt von der Romanzenpoesie. Die moralische Tendenz ist hier die unvermeidliche Klippe für den Poeten: weil aber jene Tendenz ihm das einzig Wesentliche war, führt er gewöhnlich zuerst den Helden oder die Heldin seiner Romanze redend ein, und hängt dann einen prosaischen Epilog an das Ende, in dem die eigentliche Katastrophe lakonisch berichtet wird. So in den Leroy'schen Gedichten: „Die Wahrsagerin," „Eine Mutter," „Der Tod einer Rose," &c. Diese Geschmacksverletzung hat in der Regel noch den sehr triftigen Grund, dass, wie hier, Mademoiselle oder Madame mittlerweile gestorben ist und das eigene Begräbnis doch nicht selber erzählen kann. Schaurig sind all' diese Geschichten, und der Aberglaube spielt oft eine wichtige Rolle in den Erzeugnissen des Proletariats. Mit den Zigeunern hat es nicht Viel auf sich, der Glaube an sie existiert mehr in der Poesie, als in den Köpfen des Publikums; allein desto gedankenloser spukt meistens der religiöse Wahnglaube in diesen Chansons. Man hält in Frankreich seltsamerweise den Atheismus für einen überwundenen Standpunkt, und hat sich mit der Religion wieder auf freundschaftlichen Fuß gesetzt; doch ist diese Entente cordiale von den politischen Alliancen nicht gar zu verschieden, und wenn sich der „Herr der Heerscharen" bei der nächsten Kampfgelegenheit nicht besser zusammennimmt, als das vorige Mal, wenn er noch einmal die Partei der Soldatenwirthschaft ergreift, so wird es vielleicht mit dem Respekt zu Ende sein, und selbst eine Abdankung zu Gunsten des Sohnes oder der Mutter

Maria wirkungslos bleiben. Ich habe statt des Ausdruckes „Gott“ mir einzelne Male die Phrase „der Himmel“, „das Geschick“, „der Zufall“, „die Natur“ u. Dergl. erlaubt, weil ich ein deutsches Publikum vor Augen hatte. Sonst bin ich mir, außer der Weglassung weniger allzu beschränkt französischer Strophen, die in Deutschland unverständlich wären, keiner wesentlichen Abänderung bewusst. Ich habe mich im Gegentheil bemüht, den Inhalt wie die Form überall möglichst treu wiederzugeben und den oftmals derben oder dürr prosaischen Charakter der Originale nirgends zu verwischen.

Was die historische Auffassung dieser Dichter betrifft, so mag „Die Fahrt des Verbannten“ von Louis Voitelain ein Beispiel davon geben. Das Volk hängt mit der Geschichte seiner Vorfahren, mit der Vergangenheit und ihren Erinnerungen, überhaupt nur lose zusammen, und wo es sein Urtheil über geschichtliche Momente ausspricht, ist dasselbe gewöhnlich beschränkt und zur Hälfte ungerecht. Wenn Voitelain in dem erwähnten Liede gegen Washington den Vorwurf erhebt, Derselbe habe unter den bestehenden ungünstigen Verhältnissen die Sklaverei der Schwarzen nicht sofort aufgehoben, so ist Das gar nicht seltsam. Das Volk beurtheilt jede Thatsache, jeden Charakter nach dem einseitigen Standpunkte der Gegenwart, und gerade diese, in andrer Beziehung verwerfliche, gegen die Vergangenheit unbillige Kritik des gesunden Menschenverstandes ist der treueste Maßstab für den Fortschritt des Menschengeschlechts. Wandelten Christus oder Luther heut zu Tage unter uns einher nnd vernähmen den häufig ungerechten und geringschätzigen Ton, mit welchem das Volk und die Volksführer der Gegenwart sich die Unzulänglichkeit früherer Reformationslehren bekennen: — wahrlich, sie würden mit lächelnder Triumphatormiene sich der Erweiterung ihrer Ideale und des Vernunftsieges

erfreuen, der gerade durch das Medium ihrer Lehre vermittelt ward! Der vollständige Sieg jedes neuen Ideals beginnt erst da, wo es veraltet und zu enge geworden, wo es nicht mehr die Fülle des menschlichen Lebens, seiner Sehnsucht und Hoffnung, zu umfassen im Stande ist. So mag auch Washington sich bei der Weltgeschichte bedanken, wenn er dem Volke des neunzehnten Jahrhunderts als herzlos erscheint, — eines Jahrhunderts, das jede Knechtschaft, jede Fessel als unmenschlich gesprengt wissen will.

Von dem mächtigen Einfluss, welchen diese Proletariats-Poesie in neuerer Zeit auf das Volk von Paris, ja von ganz Frankreich geübt, hat man in Deutschland schwerlich eine Vorstellung. Als ich mich im Winter 1850—51 in Paris aufhielt, war die Fluth der politischen Reaktion schon im Steigen. Klubsitzungen und Volksreden waren verboten, aber der Gedanke des Socialismus, die revolutionäre Kraft flüchtete sich in die Form des Liedes und zündete von hier aus in den Herzen der Menge. Es versteht sich, dass die Bourgeoisie in bleicher Furcht vor dem muthigen Feinde erbebte, dass die Regierung es an Maßregeln gegen die Verfasser jener stürmischen Weisen nicht fehlen ließ — aber was vermag alle Verfolgungswuth wider den Geist! Die Zahl jener Volksdichter ist Legion (ich allein besitze an 5000 dergleichen Chansons von mehr als 400 Proletariern) — wie will man da dem Gesang Einhalt thun? Jeder neue Gewaltstreich weckt neue Lieder, schafft junge Dichter, und wenn es allzu toll hergeht, bleibt den Armen die Waffe der Anonymität, da ihnen, wie gesagt, am Ruhme nicht Viel gelegen ist.

Indess, was ist nicht möglich in einem Staate, wo die Willkür der Polizei längst keine Grenzen mehr kennt? Schon zu Anfang der fünfziger Jahre wurde nicht selten das Absingen von Liedern bestraft, die nie-

mals ein officielles Verbot erfahren hatten. Weh Dem, welcher den „Soldatengesang,“ „Das Lied vom Brote“ oder „Die Soldaten der Verzweiflung“ *) auf den Straßen oder in einem öffentlichen Lokale anzustimmen wagte! Ich selbst wohnte zu Anfang des Jahres 1851 einer Scene bei, die mir bewies, dass ein Pariser Gendarm von seinem Bruder an der Spree oder Donau wenig unterschieden ist. Ein Trupp Arbeiter, der so eben seinen Wochenlohn erhalten, begab sich an einem Sonnabend, das „Lied vom Brote“ singend, aus der Fabrik nach Hause. Kaum lenkten sie in die Rue St. Antoine, als ein Sergeant-de-Ville auf sie zuschritt und ihnen in barschem Tone das Absingen des Liedes verbot. Mit schmerzlichem Blick trat ein kleiner ältlicher Blousenmann aus der Reihe, und einige Franks aus der Tasche hervorlangend sprach er: „Mann! da — nehmt dies Geld — es ist mein ganzer Wochenlohn — Weib und Kind hungern daheim — aber ich weiß, auch ihnen ist das Lied vom Brote lieber, als das tägliche Brot!“ Der Ouvrier wurde verhaftet, und einige Tage nachher las ich, dass ein Mensch, der unter versuchter Bestechung sich in der Rue St. Antoine einem Polizeisergeanten widersetzt habe, mit fünftägigem Gefängnis bei Wasser und Brot bestraft worden sei.

Nicht allein auf dem Kampfplatze der Poesie wetteifern diese Dichter-Proletarier mit ihren Todfeinden,

---

*) Die beiden letzterwähnten Gedichte sind durch Freiligrath's und Meißner's Übersetzungen auch in Deutschland bekannt geworden. Im Übrigen sind meines Wissens von den nachstehenden Liedern nur der „Gesang der Arbeiter“ und „Die Blonde“ von Pierre Dupont, sowie „Der Arbeitsmann“ von Alcide Reynard und der (Victor Hugo zugeschriebene) „Löwe vom Quartier latin“ anderweitig ins Deutsche übertragen.

den Champions der „guten Gesellschaft“ — nein, auch auf anderem Felde sind sie ihnen begegnet. Die meisten von ihnen fochten auf den Barrikaden des Februar, und viele standen im mörderischen Feuer der Junischlacht. Diese hat, wie schon angedeutet ward, mächtig auf die Volkspoesie gewirkt. Zuerst schien alle Hoffnung niedergeschmettert, der Gesang verstummte in den Werkstätten, das Lächeln der Zuversicht entschwand von den trotzigen Gesichtern — aber schon nach wenigen Tagen der Verwirrung erhob die Dichtung ihr geächtetes Haupt, zuerst scheu und leise, mahnend um Milde und Menschlichkeit, dann aber stolz und glühend, Rachepfeile schleudernd auf die herzlosen Sieger. Schaurige Accorde zogen durch die Luft, es war ein Schwur der Sühne für die Gefallenen, ein Gelöbnis der Vergeltung für die erlittene Schmach, für die Beleidigung des Gefühls und der Menschlichkeit. Man empfand es klar: hier wäre Vergessen Feigheit, Verzeihen marklose Schwäche!

In der That begleitete diese originelle Poesie mit ihren zuerst hoffnungsfreudigen, bald aber düsteren und melancholischen Weisen Schritt für Schritt alle politischen Ereignisse seit dem Jahre 1848. Unter den Arbeiterdichtern war Gustave Leroy der Erste, welcher durch sein schwungvolles Lied „Gruß der jungen Republik!“ den Sieg des Volkes verherrlichte und durch dasselbe direkt auf die Vorgänge in den Revolutionstagen einwirkte; denn in Folge dieses Liedes, das am 25. Februar jenes Jahres erschien, wurde der Julithron verbrannt. Dies (auf S. 132 und 133 abgedruckte) Gedicht enthält in charakteristischer und klar bestimmter Weise die Forderungen des französischen Arbeiterstandes; es ist, so zu sagen, ein Parteiprogramm in Versen. Aber während Leroy solchergestalt der Freude über den Sieg des Volkes Ausdruck verlieh, warnte er in andern Gedichten bald nachher energisch vor dem Wahne, als

sei jetzt schon erreicht, was durch die gesetzgebende Versammlung und die erhoffte volksfreundliche Verfassung erst verwirklicht werden sollte. Die Junischlacht zeigte, dass sein Kampf gegen „die Alten von gestern" (S. 136—37), welche sich schnell genug wieder zu Herren des Heute gemacht haben, ein wohlbegründeter war. Mit ihm vereinte sich Pierre Dupont in zahlreichen geharnischten Liedern zur Befehdung jener schwachen provisorischen Regierung, welche den Arbeitern die ersehnten Reformen unter einem Schwall schönrednerischer Phrasen vorenthielt und den Ruf nach Brot schließlich mit Kartätschen beantwortete. Aus dieser Zeit eben stammt das „Lied vom Brote" (S. 145 ff.), dessen Popularität in ganz Frankreich eine fast unglaubliche war. Im Theater der Porte St. Martin gab man damals ein Stück unter dem Titel: „Misère," welches die trostlosen Zustände des irischen Proletariats schilderte. Schon im dritten Akt sterben die meisten der auftretenden Charaktere den schauerlichsten aller Tode, den Hungertod. Als der Vorhang fiel, begann das ganze Publikum einstimmig das „Lied vom Brote" zu singen, und dämonisch durchscholl der furchtbare Refrain das Haus:

Man hält nicht von den Marmorstufen
  Das Volk zurück mit seiner Noth.
Denn die Natur gebeut zu rufen:
  Brot thut uns noth! wir fordern Brot!

Das Einschreiten der Sergeants-de-Ville vermochte diesmal dem Gesang keinen Einhalt zu thun, denn der entsetzliche Chor überbrauste wie ein grollendes Meer die lächerlichen Scheltworte der Gendarmen. Am folgenden Tage wurde jede Wiederholung des Stückes polizeilich untersagt.

Jüngere Dichter schlugen in jenen Tagen hoff-

nungsfreudigere Töne an, unter welchen namentlich das Gedicht von Hippolyte Demanet: „Der alte Demokrat" (S. 179 ff.) sich wegen seiner abgerundeten, wohlklingenden Form großen Beifall erwarb. Als aber die Hinrichtung jener Männer, die im Gemetzel der Junischlacht den feindlichen General Bréa getödtet hatten, den Beweis lieferte, dass Louis Napoleon allen Bitten um Milde sein Ohr verschloss; als das erste Todesurtheil der Republik am 17. März 1849, an demselben Tage vollstreckt ward, an welchem der Präsident in seinem Pallaste ein glänzendes Fest gab: da nahm die Proletariatsdichtung einen unerhört finstern Charakter an, den sie seitdem nicht wieder ablegte. Leroy schrieb an diesem Tage sein berühmtes Gedicht: „Ball und Guillotine" (S. 188—189). Wilder noch sind die Gedichte: „Der Tag der Sühne" von Louis Ménard (S. 152—156) und der „Gesang der Jacques" von Raoul Bravard (S. 198—202). Das letzterwähnte Lied wurde Gegenstand einer gerichtlichen Verfolgung und bei dieser Gelegenheit als corpus delicti von Emile de Girardin in seinem Journal „La Presse" abgedruckt. Es erhielt eben hiedurch eine so allgemeine Verbreitung, dass ein neuer Process gegen das Journal erhoben ward, welches sich den Abdruck gestattet hatte. Der Verfasser des Liedes entfloh nach Belgien und entzog sich dadurch der über ihn verhängten Strafe. Das Schwurgericht von Paris hatte ihn nämlich am 26. Juni 1850 für „schuldig" erklärt, und der Urtheilsspruch lautete auf fünf Jahre Gefängnis und 6000 Franks Geldbuße! —

Betrachtet man das französische Proletariat nach dem Maßstabe deutscher Verhältnisse, so wird es Manchem auffallen, dass in jenem Lande so viel Begabung für Musik und Poesie existiert. Der Bildungstrieb des Pariser Arbeiters (nicht etwa des französischen Arbeiters

überhaupt) überschreitet in der That den unseres Handwerkerstandes bei weitem, und es ist unglaublich, was ein Pariser Ouvrier Alles liest. Hiedurch wird es möglich, dass alle Volksschriften zu so billigen Preisen verkauft werden, und nicht allein die Quais waren zur Zeit meines Aufenthalts in der Seinestadt Tag für Tag mit der Waare „fliegender Buchhändler“ besetzt, sondern auch in den Straßen der Vorstädte und Armenviertel wurden beständig Lieder und wohlfeile Broschüren feilgeboten. Es gab Buchhändler, die einzig von dem Verkauf solcher Volkslieder lebten, und nicht selten war ein Chansonnier, wie z. B. Charles Durand, Verleger seiner eigenen Gedichte oder der Erzeugnisse seiner Genossen. Der gewöhnliche Preis eines Heftes von 6 bis 8 neuen Liedern betrug 2 Sous; mit der Melodie wurde für jedes einzelne Lied derselbe Preis bezahlt. Zwanzig solcher Hefte bildeten in der Regel einen Band oder einen Jahrgang.

Dass auch die zum Theil schwierigen Melodien so große Verbreitung fanden, hatte noch einen besonderen Grund. Die Arbeiter von Paris hatten nämlich ihre eigenen Singschulen, in denen nach der mir unbekannten, aber vielgerühmten méthode Wilhem unterrichtet ward. Die besten Sänger dieser Schulen gaben unter dem Namen Enfants de Paris öffentliche Koncerte, meist in der Salle de la Fraternité des Faubourg St. Denis. Dieser „Saal der Brüderlichkeit“ war ursprünglich ein Reitstall, der im Jahre 1848 von den Pariser Arbeitern angekauft und in einen schmucklosen Versammlungssaal umgewandelt wurde. Um die Kosten zu bestreiten, gab jene Sängerschar dem Proletariat von Paris seine Wochenkoncerte, und hier neben dem Bilde der barrikadenkämpfenden Freiheit feierte das Volk seine fröhlichen Feste unter der lächerlichen Kontrolle der Polizei. Hier sang Pierre Dupont jedes neue Lied,

das ihm geworden, hier trug Lachambeaudie seine jüngsten Fabeldichtungen vor, hier war eine Waffenschmiede des Geistes für die gehoffte künftige Erhebung.

Die Associationen und volksthümlichen Wirthshäuser von Paris boten in den Jahren 1850 und 1851 ein bewegtes Schauspiel dar; sie fassten kaum die Menge der Arbeiter, welche sich Abends in ihnen versammelte, während die eleganten Cafés der Bourgeoisie nur von spärlichen, scheuen Gästen besucht waren. Wenn man in den Faubourgs das Lokal eines Marchand de vin betrat und sich mühsam in die Gaststube hineingedrängt hatte, traf man gewöhnlich sechs bis acht Männer, welche sich an der Ecke eines Holztisches das neueste Lied einübten, die Melodie leise vor sich hinsummend. Plötzlich erscholl ein „Silence!“ und die Sänger trugen mit festem Ton ihre Chanson vor, während die Anwesenden laut in den Refrain oder die Chorstrophe mit einstimmten. So wurden diese Lieder bekannt und verbreiteten sich oft in einem oder zwei Tagen durch ganz Paris.

Wir verglichen schon einmal die französische Arbeiterpoesie mit dem deutschen Meistergesange des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. War gleich jener Meistergesang Wenig mehr, als ein gedankenloses Formenspiel, so lässt sich dennoch ein fernerer Vergleichspunkt aufstellen. Wie nämlich die Meistersänger gleichsam in Dichterzünfte sich eintheilten, so hat auch die französische Volkspoesie namentlich durch eine Anzahl von Dichtergesellschaften sich entwickelt. Der Nutzen olcher Verbindungen lag vorherrschend darin, dass arme Talente ihre Lieder durch die Gesellschaft, welcher sie sich anschlossen, verbreitet sahn und häufig in Krankheit und Elend durch sie unterstützt wurden. Der Schaden war kaum geringer. Es bildete sich rasch ein organisiertes Klickenwesen aus, Kameraderie und Eifersucht erbitterten die

verschiedenen Gesellschaften gegen einander, und der Zerwürfnisse war kein Ende. Selbst im Feldlager der eigenen Verbrüderung gab es selten einen dauerhaften Frieden; wie in den meisten Fällen, fühlten sich die Talentlosen und oft auch die Talentvollsten zurückgesetzt und schieden dann aus, um neue Gesellschaften zu begründen. „Der alte Keller,“ „die Mutter Kneipe,“ „der neue Keller,“ „die Pflicht der Freiheit,“ „die Mahlzeiten von Versailles,“ „die Liederkampfsbahn,“ „die Hölle,“ „die Höllengeister,“ „die Dämonen,“ „die Templer,“ „die Troubadours,“ die Epikuräer,“ „die Schäfer von Syrakus,“ „die Phöbuskinder,“ "die Kinder des Vaudeville,“ „die Kneipfische,“ „die Minnesänger von Paris“ — le vieux caveau, la mère goguette, le caveau moderne, le devoir de la liberté, les diners de Versailles, la lice chansonnière, l'enfer, les infernaux, les démons, les templiers, les troubadours, les épicuriens, les bergers de Syracuse, les enfants de Phoebus, les enfants de vaudeville, les poissons goguettiers, les menestrels parisiens — sind Namen von Gesellschaften, die allein seit 1830 bestanden, und von deren einstiger Existenz jetzt kaum Einer mehr Etwas weiß. Und diese Namen sind zufällig an mich herangetreten, weil ich von gewesenen Mitgliedern all' dieser Gesellschaften Einzelnes besitze. Wer aber nennt uns nur die Namen all' der übrigen Sängerverbindungen, welche seit der Julirevolution sich Schlag auf Schlag bildeten und fast schneller sich wieder getrennt haben?

Am längsten bestand die Lice chansonnière, „die Liederkampfsbahn,“ welche 1835 von Charles Lepage gegründet ward. Sie umfasste jährlich etwa 60 Mitglieder und behauptete an geistigem Gehalt und sittlicher Würde den ersten Rang unter den Sängerverbindungen von Paris. — Bereits mit den Julitagen, und na-

mentlich seit dem Unglückskampfe von St. Méry, hörte der frühere harmlose Charakter der Chanson, welche „Niemanden verletzte," auf. Der Arbeiter sah durch die Leichtigkeit, mit welcher er die Wohlthaten der Bildung sich zu eigen machte, seine Produktionen bis in die Salons sich verbreiten; er benutzte diesen Umstand nicht selten zu dem Versuch, auch dort einer wärmeren Sprache und den neuen Ideen Geltung zu verschaffen, welche ihm theils durch die eigene Vernunft, theils durch die großen Denker des Jahrhunderts zugeführt wurden. Hiedurch kám mehr Ernst und Tiefe in den Geist der Proletariatsdichtnng. Aber die naive Fröhlichkeit litt darunter nicht, sie verblieb dem Volke, dem sie gehört.

Als der Stifter jener Verbindung dieselbe vernachlässigte, übernahm der vieljährige Präsident Joseph Simon Blondel ihre Leitung. Am 25. März 1788 — im Jahre des großen Winters — wurde er an der Ecke der Straßen Phélippeaux und de la Croix von armen, aber arbeitsamen Eltern geboren. Sein Vater Simon und seine Mutter Catharina Lefébure konnten wenig zu seiner Ausbildung beitragen, und frühzeitig erwarb er sich durch Aufspielen zum Tanz und durch Musikstunden sein tägliches Brot. Mit außerordentlichem Formensinn und feinem Gehör begabt, versuchte er sich sehr jung in der Poesie und musikalischen Komposition. Erst in gereiftem Alter näherte er sich den verschiedenen Sängerverbindungen, und trat im 37sten Lebensjahr in den Bund der „Epikuräer." Bald darauf ließ er sich in „die Mutter Kneipe" aufnehmen, und dichtete hier in Gesellschaft von Saint-Gilles, Festeau, Favart und anderen damals berühmten Volksdichtern seine beliebtesten Chansons. Nach der Reihe „Schäfer von Syrakus," „Troubadour," „Dämon" und „Liedeskämpfer," blieb er beständig derselbe liebenswürdige Aufmunterer zu Fröhlichkeit und Gesang,

immer bereit, wenn es dem Elend zu helfen galt, und hauptsächlich seiner Ausdauer, wie seiner Aufopferung als Präsident, verdankt es die „Liederkampfbahn," dass sie lange Jahre hindurch den Ruf erhielt, welchen ihr geistiger Gründer ihr verschafft hatte.

Im letzten Jahr ihres Bestehens wurde jedoch auch diese Gesellschaft der Schauplatz ernster Kämpfe, welche die Auflösung herbeiführten. Jüngere, feurige Mitglieder suchten durch gehaltvollere Lieder die überhand nehmende Gleichgültigkeit der Chanson zu besiegen; ihnen missfiel der tändelnd schläfrige Ton ihrer Genossen — vielleicht ahnten sie am rascheren Pulsschlag ihres eigenen Herzens den beschleunigten Gang der Zeit. Als ihr Bestreben nur ein reaktionäres Angstfieber der Alten, höchstens ein achselzuckendes Bedauern hervorrief, reichten Charles Gille, Alexis Dalès von Metz, Alexandre Guérin, Christian Sailer u. A. ihre Entlassung ein, und begründeten mit Auguste Alais, L. Auguste Loynel, J. Baptiste Bernard dem Jüngeren, Georges Lecreux, Auguste Moreau, J. Triebel und vielen tüchtigen Volksdichtern den „Templerbund." Die „Templer" veröffentlichten alle 14 Tage ein neues Liederheft, deren eines den kräftigen Abschied von Gille und Sailer an die „Liederkampfbahn" enthält. Die Letztere sandte während der 13 Jahre ihres Bestehens zwölf Jahrgänge ihres Albums auf den Büchermarkt vou Paris. Das letzte Bändchen, vom Jahr 1847, ist mit dem Bildnisse Blondel's verziert, und enthält dürftige Notizen über ein paar verstorbene Mitglieder der Gesellschaft. Lesen wir die Schrift auf einem dieser Leichensteine — sie lautet:

„Jean Pierre Jest, geboren zu Paris den 6. November 1798, als Mitkämpfer aufgenommen deu 15. Januar 1832, gestorben den 5. November 1846. Als Jest in „die Liederkampfbahn" eintrat, sang er ein fröh-

liches Lied — er war damals heiter und gesund. Ein Jahr nachher schrieb er:

„Wenn heut der Lenz, mit seinen Lebensfluthen
Das All verjüngend, wandelt durch die Welt,
Schleicht kalter Tod in meines Herzens Gluthen,
Und meines Sommers Garbenkrone fällt.
Mir ist der Lenz, des Vogels Lied entschwunden,
Die Erde jauchzt, ob mich der Gram zerpresst,
Mich hat ein erzdurchstählter Arm gebunden —
Verkürzt, o Parzen, meiner Tage Rest!

„Der Schlag hatte ihn gelähmt .... er war arm .... und seine Mutter war toll .... Jest flehte den Tod als Rettung herbei. Er sah eine Schar von Freunden an seinem Krankenlager, die zehn Leidensjahre hindurch ihn nicht verließen. Sie vermochten ihm freilich den Wunsch nicht zu erfüllen, den Gott einzig vollenden konnte; aber sie wussten die Welt für ihn zu interessieren von Denen an, die mit Gleichgültigkeit das Elend betrachten, bis hinauf zu Jenen, in deren Brust die heiligste Menschenliebe glüht; vom kleinsten Verskünstler bis zum unsterblichen Dichter der „Lisette," welcher gleichfalls zu Fuße dem armen Gichtbrüchigen seine Opferspende zutrug. Solches geschah, bis endlich ein hochlöblicher Magistrat dem Adoptivkind aller Sängerverbrüderungen von Paris das Hospital der Unheilbaren erschloss."

Mit recht glücklichem Erfolg wurde häufig von den „Liedeskämpfern" das Gebiet der Satire bebaut, besonders von Auguste Saint-Gilles, geboren zu Avignon den 31. März 1769, gestorben den 2. December 1845 in Paris. Zuerst Mitglied des „Gymnase lyrique" und der „Schäfer von Syrakus," trat er am 22. Juni 1833 in die „Liederkampfbahn" und veröffentlichte bald darauf zwei Bände „Chansons et Poésies." In seinem

Nachlass befindet sich ein ungedrucktes Gedicht: „Die Christiade," ein Werk, das gewissermaßen alle philosophischen Ideen des Baron Holbach umschließt. Saint-Gilles gilt als Schöpfer der von ihm gehandhabten Form; sein Stil ist beißend und scharf. An tiefes Denken gewöhnt, verlässt er nie seinen Gegenstand, bevor er alles Interesse oder alles Lächerliche desselben erschöpft hat. Von seinen Nachfolgern erwähnen wir Jules Leroy, (aufgenommen den 30. Mai 1839, gestorben im November 1840), der unter dem Namen „Lucifer" die „Hölle" und mehre andere Sängerverbindungen gegründet hat, und Jean André Perchelet, geboren zu Puiseaux (Loiret) den 29. September 1799, gestorben 1843 zu Paris. In „die Liederkampfbahn" ließ er sich aufnehmen am 3. December 1839. Nach dem jedenfalls allzu wohlwollenden Urtheil seiner Freunde verband er „mit der Zartheit Anakreon's den Witz eines Juvenal." Seine meisten Gedichte finden sich in der „Ruche lyrique".

Eins der beliebtesten Mitglieder all' jener Gesellschaften war Pierre Claudel, geboren den 22. März 1793 zu Paris, gestorben zu Belleville den 29. Januar 1845. Nach einander Mitglied des „alten Kellers," der „Troubadours," der „Epikuräer," der „Kinder des Vaudeville," Präsident der „Schäfer von Syrakus," Vicepräsident der „Höllengeister," Stifter der „Kinder des Phöbus," trat er am 4. Juli 1839 in „die Liederkampfbahn." Er war überall zu finden: hier eine Rede improvisierend vor einer Damengesellschaft, duftend von Blumen wie sein Stil; dort mit Wärme einen Toast erwidernd, dargebracht fröhlichen Sängern, seinen Freunden, inmitten einer Dampfwolke, aufgequalmt aus 100 brennenden Thonpfeifen; heute Präsident einer Versammlung von Präsidenten, morgen schlichter Besucher einer jungen Gesellschaft. Claudel hinterließ seinem Sohn

eine voluminöse Sammlung ungedruckter Chansons. An zartem Gefühl und harmloser Lustigkeit wetteifern mit ihm Eugène Leclère, geboren den 26. April 1812, aufgenommen den 26. Februar 1841, gestorben den 25. April 1846, und Jules Germain, geboren den 4. Mai 1794, aufgenommen den 29. November 1832, gestorben 1837 zu Paris. Letzterem schrieb Blondel, sowie der Uhrmacher Louis Festeau einen tiefempfundenen Nachruf. Dieser Festeau ist ein Greis mit jugendlichem Herzen, ein warmer Freund Fourier's, ein unermüdlicher Beschirmer der Volksrechte, welchen κατ' ἐξοχην der Name „Chansonnier du peuple" ziert.

Von der Lebensstellung, der Geschichte jedes einzelnen dieser Volksdichter ist Wenig bekannt. „Sein Vater war ein armer Mann — seine Mutter war eine arme Frau — er selber ist ein armer Mann"... Das ist in der Regel Alles, was die Welt von den Verfassern jener Chansons erfährt; — glücklich, wenn wenigstens noch der Name hinzutritt! Von Einigen ist sogar das Gewerbe bekannt geworden, das sie ernährt.

Die „Liederkampfbahn" umschloss in den letzten vier Jahren ihres Bestehens — außer den Genannten — folgende Mitglieder: J. B. Aubin, J. F. Bailly, Benjamin Barbé, Barillot, Eugène Berthier, Bescherelle den Älteren, Boulanger, Edouard Felix Bouvier, V. Brisson, Justin Cabassol, Chanu, Louis Charles Chevallier, Charles Colmance, Alfred Cressonnier, Dalès den Älteren, Hippolyte Demanet, Victor Dollet, Louis Duclos, Edouard Dugas, Louis Charles Durand, Esprit, Madame Elisa Fleury, Jules Fréon, Edmond Gaconde, Gelin, J. B. Girard, Eugène Gnémied, Edouard Hachin, Gabriel Hauduc, Auguste Jolly, André Jourdain,

Alfred de Lacaze, Pierre Lachambeaudie, Baptiste Lamome, Hippolyte Le Boullenger, Victor Leray, Louvet, Ältesten der „Liederkampfbahn“ und Seekapitain unter der ersten Republik, Louvier, Alexandre Marie, Prosper Massé, Numa Mercier, J. D. Moinaux, Charles Morisset, Julien Morizot, Gustave Parroisse, Adolphe Pécatier, Eugène Petit, G. C. Picard, E. C. Piton, Charles Poncy aus Toulon, Adolphe Porte, Charles Ranson, Charles Regnard, Charles Rochet, Léonard Schneitz, Ferdinand Seré, Troisvallets, Charles Vallet, J. M. Vandael, Emile Varin, Ernest Vatinel, Gabriel Verry, J. Vezy, Armand Vigier, Vinçard und Ch. Virbès de Montvaillier.*)

Von all' diesen Mitgliedern der „Liederkampfbahn“ seien uns nur über Guérin und Lachambeaudie einige Notizen vergönnt.

Alexandre Guérin aus Troyes gehörte anfänglich zu den „Kindern des Vaudeville,“ und verließ später, wie gesagt, die „Liederkampfbahn“ wegen politischer Differenzen. Er stand seitdem treu zu dem Volke, und litt Viel um sein muthiges Wort. Sein Gedicht „Den Frauen des Volkes!“ (S. 203 ff.) wurde im Jahre 1849 mit Beschlag belegt, der Verleger verhaftet, der Verfasser angeklagt und verurtheilt. Während sich die Pforten von St. Pelagie vor ihm öffneten, schloss sich ihm die Thür des Hauses Hartmann & Sohn. Nach vergeblichen Versuchen, ihn von seiner Bahn abzulenken, hatten ihn diese Herren zur Forderung seiner Entlassung aus ihrem Geschäfte gezwungen. Guérin lebte nach überstandener Haft in einer Dachstube der Place Dauphine,

*) Hier wie an andern Orten sind die mit Sperrschrift gedruckten die Namen der vorzüglicheren Volksdichter.

und ließ bald nachher eine Sammlung seiner Gedichte erscheinen.*)

Pierre Lachambeaudie hatte bis zum Jahre 1850 keinen Verleger für seine Fabeln gefunden, obgleich dieselben zweimal von der Académie française waren gekrönt worden. Durch einige Freunde unterstützt, veröffentlichte er zuerst 1839 ein kleines Bändchen, das sich nachher beträchtlich vergrößert hat. Er selbst machte den Kolporteur dieser Fabeln, lebend von dem spärlichen Gewinn, den ihm der Verkauf jedes Bändchens zuführte. Er dichtet meist unterweges, im Wandeln; Abends schreibt und überarbeitet er die Verse, die während seines Tagewerks entsprungen sind.

Lachambeaudie war schon lange vor der Februarrevolution bei allen Volksfesten eine bekannte Persönlichkeit; aber sein Name hat ihm zur Begründung seines Rufes nicht mehr genützt, als die erwähnte Anerkennung seiner Werke. Haß und Neid schmiedeten ihm vielfache Kabalen; die Reaktion verschrie den bescheidenen Dichter als einen tollen Demagogen, als einen Zeloten der Mordbrennerei. Und doch giebt es kaum etwas Zarteres und Lieblicheres, als die Gedichte des armen Kommunisten. Wie Béranger dem Volk entsprossen, hat er wie Jener für das Volk gesungen — ihm brachte er den Tribut seines Herzens wie seines Geistes.

In den ersten Monaten nach der Februarrevolution traf man ihn täglich in den Klubs. Redner folgten auf Redner; wenn der Zorn und die Ungeduld der Menge sich in wilden Fanatismus verlor, trat Lachambeaudie auf die Tribüne, und las mit ruhigem Ton eine

---

*) Chansons et poésies d'Alexandre Guérin. Dépot à Paris: chez l'auteur, 13 Place Dauphine. 1851. Soviel uns bekannt, erschien nur das erste Heft.

seiner Fabeln, welche mit Ernst und Tiefe den Kern der Debatte erschloss. Nach der Junischlacht ward er plötzlich verhaftet und in eines jener Forts geführt, wo sich die gefangenen Volksmänner befanden. „Man hat sich geirrt," sprach er, „man wird den Irrthum erkennen." Und indem er die unerschütterliche Ruhe seines Charakters auf seine Umgebung ausdehnte, wusste er, selbst ein Angeklagter, seine Genossen zu erheitern im Ausblick auf den künftigen Sieg. Mittlerweile war Béranger von dieser Verhaftung unterrichtet worden. Besorgt um das Loos seines Liedgenossen, machte er sich auf, wandte sich an die Behörden, sprach mit hinreißendem Wort von der Charakterreinheit des Angeklagten, kurz, erlangte den Befehl seiner Loslassung, den er ihm persönlich überbrachte.

Béranger fand ihn ruhig und lächelnd. „Ich wusste ja," rief ihm Lachambeaudie entgegen, „dass mein Stern und Sie mich nicht verlassen würden!" Und der berühmte Poet, dem unbekannten die Hand reichend, führte ihn zurück zu seinem bekümmerten Weibe. Am Morgen darauf empfing Béranger von unserm Fabeldichter folgende Zeilen:

„Poet, dem über Herz und Geist die Macht gegeben,
Wenn den Gefangnen du einführst zu neuem Leben:
So ist er, war er schuldig, rein,
Und war er's nicht, so kränzt sein Haupt der Glorie Schein!"

Nach dem Staatsstreiche vom 2. December soll Lachambeaudie, nebst vielen andern dieser Volksdichter, zur Deportation nach Cayenne verurtheilt, bald nachher jedoch begnadigt worden sein.

Was den Stil seiner Werke betrifft, so besitzen Wenige das Geheimnis aller Feinheiten der französischen Sprache in so hohem Grade, wie Lachambeaudie. Nicht

allein hiedurch, sondern mehr noch durch die Originalität des Gedankens, den Geist der Erfindung und die Erhabenheit des Gefühls, müssten diese Fabeln das alte Buch von Lafontaine aus den Schulanstalten verdrängen, das mit ihnen kaum die Naivetät und die Eleganz des Ausdrucks gemein hat.

In den Fabeln von Lachambeaudie*) trägt in der That fast jeder Vers das Gepräge der Meisterhand, Form und Gedanke zeigen eine Originalität voller Reiz und Leben; der Moralist und der Poet — Beide sind inspiriert von den edelsten Elementen ihrer Zeit. Wenn es ewige Wahrheiten giebt, die seit Äsop und Lafontaine nicht gewechselt haben, so ist doch ihre Anwendung verschieden. In der Auffassung dieser Verschiedenheit, in ihrer Entwicklung an den Ideen des Jahrhunderts, in dem Auffinden einer Form, welche zu deren Verbreitung am meisten nützt — in dieser Thätigkeit beweist sich das Genie.

Man hat sich in Deutschland zuweilen gewundert, dass seit geraumer Zeit fast jeder wahre Poet in der Blüthe seiner schöpferischen Kraft revolutionär wurde. Die Thatsache erklärt sich leicht. Der wahre Dichter giebt ein treues Bild seines Volkes und seines Zeitalters; er empfindet das ganze Weh seiner Umgebung, und fasst den Unmuth der einzelnen Leidträger zu einer mächtigen Zorneswelle zusammen, die in gewaltigem Stoß gegen die Burg der Despoten schäumt. Er verkündet den Fluch und die Hoffnung, welche er auf den

---

*) Fables de Pierre Lachambeaudie, couronnées deux fois par l'academie française. Neuvième édition. Paris, Pagnerre, éditeur, 18 Rue de Seine. 1851. Eine Auswahl von hundert dieser Fabeln ist von Ludwig Pfau (Dessau, Gebrüder Katz, 1856) ins Deutsche übersetzt worden.

Stirnen der Dulder las, und entschleiert das Wort, welches durch ihn erst der Menge zum Bewusstsein kommt. Was die großen Geister gedacht, er macht es dem Volke klar, und was in der philosophischen Umhüllung das Eigenthum Weniger blieb, Das klingt in der Sprache des Liedes zu Allen hinaus und erschafft jene Begeisterung des Verstandes, welche zuletzt immer den Sieg erringt. Einer ähnlichen Erscheinung begegnen wir in der französischen Arbeiterpoesie auf dem Felde des Socialismus und selbst auf wissenschaftlichem Gebiet. Proudhon, Raspail, Barbès, Cabet, Louis Blanc, und namentlich Fourier, verdanken einen großen Theil ihrer Anhänger den Bestrebungen des Proletariats. Die Librairie phalanstèrienne am Quai Voltaire, welche jahrelang ausschließlich nm die Popularisierung der fourieristischen Ideen sich mühte, hätte schwerlich für ihre Verlagsschriften so großen Absatz gefunden, wenn nicht Louis Festeau, Alphonse Constant und Jean Journet das Volk seit langen Jahren in diese Ideenkreise eingeführt hätten. Jean Journet ist ein närrischer Kauz, ein Phantast der edelsten Art. Von sanftem und träumerischem Gemüth, gab er sich trotz der bittersten Noth den Studien hin, und nachdem er sich in die Lehren Fourier's versenkt, hielt er sich endlich für berufen, als Jünger und Apostel die Lehre des Meisters zu verkünden. Unter dem Titel „Schrei der Angst," „Schrei der Noth" u. s. w.*) verfasste er eine Menge von Chansons, in denen er der Welt sein Evangelium bot. Die Lehren Fourier's schienen ihm so überzeugend, so unumstößlich, dass er nur einem guten

---

*) Resurrection sociale universelle. Cris et soupirs par Jean Journet, disciple de Fourier. 3 Séries. Paris, librairie sociale, 49 Rue de Seine. 1841.

Willen glaubte begegnen zu dürfen, um den Sieg zu erfechten. Er wandte sich an den König, die Königin, an das ganze orleanistische Haus, an jeden Schriftsteller von Ruf und Talent, an Lamennais und Lamartine, und wunderte sich noch, als man ihn verlachte. „Was hilft's," sprach er zu Letzterem,

„Was hilft es, deinen Geist auf Klagen zu verschwenden,
Im fernen Orient dich einsam zu erfreun?
Du müsstest Trost und Licht in unsre Brust entsenden,
In junger Liebe gilt's die Menschheit zu erneun!
Mag immer deine Stirn ein bleicher Kranz umflimmern,
Ein süßes Lächeln mag dein stolzer Blick erspähn: —
Doch wird die Zeit dein Saitenspiel zertrümmern,
Und deiner Fackel Glanz verwehn!"

„Ach!" ruft er dann aus, „dass er mir gelänge, dein Herz dem Volke zu gewinnen! Welch ein unsterblicher Ruhm würde deinen Namen der Nachwelt übertragen! Wie die Welle des Nils würde dein Lied alle Herzen überschwemmen, um sie zu befruchten — ich hätte die Thränen der Väter getrocknet, den Söhnen die Zukunft geweissagt!"

Als ihn die Großen nicht verstanden, ging Jean Journet zum Volke. Seine Reden waren von so großem Erfolg, dass er sich zu einer Wanderung durch die Provinzen entschloss, um auch hier das System der Universalharmonie zu verbreiten. Victor Considérant und seine Freunde, welche die natürliche Beredsamkeit ihres Parteigenossen erkannt hatten, setzten sich mit ihm in Beziehung und versprachen, seine Mission zu unterstützen. Journet begab sich auf den Weg. Spitzhut, Reisekamaschen, ein Tornister voll phalansterienner Broschüren und fourieristischer Chansons, ein knotiger Stab — Nichts fehlte zum Pilgerkostüm, und vertrauensvoll

wie die ersten Apostel lenkte er seine Schritte gen Burgund.

In der Stadt Semur hielt er den ersten Vortrag. Zahlreiche Beifallsäußerungen lohnten seinen Eifer, und auf den Abend lud man ihn zu einem fröhlichen Bankett. Zufällig traf es sich, dass am selben Tage eine Gesellschaft beim Präfekten versammelt war. Als Journet von dieser Gesellschaft erfuhr, erwachte in ihm der alte Glaube an die Macht seiner Sendung, und nach kurzem Besinnen begab er sich auf die Präfektur. Die Lakaien, erstaunt über den seltsamen Mann, wiesen ihn ab; doch unbekümmert um ihre Vorstellungen trat er in den Saal und begann voll heiligen Unwillens seine Strafpredigt.

„Ihr tanzt!“ rief er, „ihr tanzt, und zwei Schritte von hier ward das Wort des Meisters verkündet! Ihr beharrt in der Finsternis, und seit zwanzig Jahren erglänzt das Licht über der Welt! Ich bin gekommen, um vor euch leuchten zu lassen einen Strahl der Verheißung — weh euch, wenn ihr nicht höret meiner Stimme!“

Zweifelsohne hätte Journet noch lange fortgefahren in diesem Tone — aber der Präfekt schlug sich ins Mittel, und der Apostel wurde trotz des kraftvollsten Widerstandes vor die Thüre gesetzt. Wüthend eilte er zum Bankett, und machte seinem Zorn in Verwünschungen gegen die Halsstarrigen Luft. Vielleicht sprach er vernünftig genug; jedenfalls schlief er die Nacht im Gefängnis, und musste am folgenden Tage laut richterlichen Befehls die Stadt verlassen. Stoisch schüttelte er den Staub von seinen Füßen über die ungastliche Stadt.

Auf seinen Wanderungen widerfuhr ihm fast allerorten dasselbe Geschick; müde und verfolgt kam er wieder nach Paris, mehr als je überzeugt von der erlösenden Macht seiner Lehre und von der Heiligkeit seiner Sen-

dung. Er war seitdem in allen Klubs, auf jeder Volksversammlung ein gefürchteter Feind der Aristokratie, und noch heut ist er des Sieges seiner Ideen so gewiss, dass er jede andre, als die geistige Waffe verschmäht.

Praktischer, aber minder begabt, als dieser sonderbare Schwärmer, ist A. Bourgeois, ein energischer Mann, der an großen Gedanken sich stählt, für große Thaten sich begeistert. Mit aufmerksamem Blick hat er die Schriften von Raspail, Barbès, Albert, Louis Blanc studiert und das Gelesene dem Liede vertraut. Im Jahr 1849 erließ er einen „Appell an das Volk,“ die Idee des Luftschiffers Pétin zu verwirklichen. Dieser hatte das Modell eines lenkbaren Ballons konstruiert, bei welchem der Widerstand der Luft als Stützpunkt benutzt wird. Pétin koncentriert diesen Widerstand durch eine Art konischen Fallschirmes, dessen Spitze während des Aufsteigens gegen den Zenith, während des Herabsinkens erdwärts gerichtet ist. Der Hebel besteht aus mehren Ballons, welche, auf beiden Seiten placiert, durch ein Holzgerüst mit einander verbunden sind. Über den Ballons befindet sich eine Art Flügel, die sich zusammenfalten und ausspannen lassen, und durch eine Schraubenwelle inmitten des Trichters in Bewegung gesetzt werden. Diese Schraubenwelle lässt sich sowohl durch den Widerstand der Luft, wie durch den Luftschiffer selbst in Thätigkeit bringen, und beherrscht zugleich andere Zugwellen, mit deren Hilfe das Steuern des Fahrzeuges ermöglicht werden soll. Wenn man die Flügel der einen Seite verkleinert, so wird die Aufsteigungskraft auf dieser Seite größer, und das Schiff bewegt sich nun, als befände es sich auf einer schiefen Ebne. So kann man sich heben oder senken, sich nach rechts oder links bewegen, ohne Ballast auszuwerfen oder Gas zu verlieren, und dadurch ist ein längerer Aufenthalt in den Luftregionen möglich. Ein Apparat von

vier Ballons, jeder von 90 Pariser Fuß, trägt nach Pétin's Berechnung auf einer Fläche von 360 Pariser Fuß Länge und 81 Fuß Breite eine Zahl von 500 Menschen mit einer Schnelligkeit von 10 bis 50 Pariser Meilen die Stunde. Da Pétin das Geld zur Ausführung seines Projektes nicht besaß, so ließ Bourgeois seinen erwähnten Aufruf zum Vortheil desselben verkaufen, und das Proletariat bewährte auch diesmal durch zahlreiche Spenden seinen Ruf der Intelligenz und Mildherzigkeit. Es ist mir nicht bekannt, ob die Pétin'sche Erfindung sich irgendwie als praktisch ausführbar bewiesen hat; ein kleines Modell der mehr fisch-, als vogelähnlichen Maschine sah ich im Winter 1850—51 in einem Laden der Rue Rambuteau ausgestellt. —

Im Frühling 1841 wurden die Wirthshäuser (goguettes), in welchen das Volk damals hauptsächlich seine Lieder sang, plötzlich geschlossen, und mehre der freisinnigsten Chansonniers wurden verhaftet. Unter ihnen Gustave Mathieu von Epinal, der in der ungesunden Isolierzelle von Mont St. Michel zwei Jahre verbracht hat. Unter dem Titel „Meine Nächte" ließ er nach seiner Befreiung einen Band ernsthafter Gedichte erscheinen.*) Sein Lied von „Hans Traubensaft" wurde im Jahre 1849 durch ganz Frankreich gesungen. — Auch Alcide Reynard saß längere Zeit im Gefängnisse La Force, und schrieb hier das Gedicht „Der Arbeitsmann," dessen Refrain ich, beiläufig bemerkt, einer fremden Übersetzung entlehnt habe.

Die Zahl dieser Proletariatsdichter ist, wie gesagt, Legion. Wir begnügen uns deßhalb, noch ein paar der

---

*) Mes nuits au Mont Saint-Michel. Poésies par Mathieu (d'Èpinal). Paris, Victor Bouton, éditeur, 26 Rue Saint-André-des-Arts. 1844.

bekanntesten zu nennen; aber vielleicht ergeht es uns wie mit den Sternen des Himmels, vielleicht glänzen im verborgenen Dunkel der Nacht noch hellere Lichter, von denen unser forschendes Auge Nichts erfuhr. Es ist in der That ein mühevolles Geschäft, diese Lieder zu erhalten, wenn man sie auch hundertmal in den Wirthshäusern oder auf der Straße singen hörte. Größere Sammlungen giebt es nur von Dupont, Festeau, Desaugiers und wenigen Anderen. Von bedeutendem Interesse ist namentlich die Sammlung von Arbeitergedichten, welche Olinde Rodrigues 1841 unter dem Titel: „Poésies sociales des ouvriers" (Paris, Paulin, libraire, Rue de Seine 33) herausgab. Dieselbe enthält Beiträge von Elisa Fleury, Stickerin; P. Caplain, Metalldrechsler; Claude Desbeaux, Hutmacher und Seidenhandlungskommis; Louis Festeau, Uhrmacher; Gauny, Parkett-Tischler; Piron, genannt Vendôme, la clef des coeurs, Sämischgerber; L. M. Ponty, Latrinenfeger; Michel Roly, Tischler; J. C. Sailer, Buchdrucker; Savinien Lapointe, Schuhmacher, dessen „Echos de la rue"*) später eine besonders günstige Aufnahme fanden; Francis Tourte, Porzellanmaler und Handlungskommis, Verfasser der „Brises du matin," und Vinçard, Linealfabrikant, Herausgeber der Arbeiterzeitung „La Ruche populaire."

Außer dem genialen Victor Rabineau, dessen Chan-

*) Les échos de la rue. Poésies par Savinien Lapointe. Paris, Michel éditeur, 27 Rue St.-André-des-Arts. 1850. — In demselben Verlage erschien 1850 Une voix d'en bas, par Savinien Lapointe. 3e. édition, avec une notice biographique par Eugène Sue, et suivie de lettres adressées a l'auteur par MM. Béranger, Victor Hugo et Léon Gozlan.

sons meistens von A. Marquerie komponiert wurden, heben wir endlich noch folgende Namen hervor: Eugène Baillet, Emile Barateau, Bonabot, J. Boursier, den 1849 verstorbenen Brazier, P. M. Chaplain, L. Courrier, Joseph Déjacque, gleichfalls eine Zeitlang Gefangener in La Force, Horace Demadières, Adolphe Depierre, Victor Drappier, Ernest l'Epine, Achille Fosset von Dijon, Eugène de Fresne, Verfasser des „Credo républicain," Claude Genoux, Joseph Landragin, Eugène Lebeau, genannt Ruy Blas, Théodore Leclerc, Philippe Leroy, Michel, Noël Mouret, Verfasser der vielfach nachgeahmten „Charlotte la républicaine," Frédéric Périn, Alexandre Pister, Antoine Remy, genannt Chavanon, und Urbain Serre.

Nicht selten vereinigen mehre Volksdichter ihre Kraft zu einem gemeinschaftlichen Werke. Sie verständigen sich über den Gedanken und den Refrain; Jeder arbeitet die ihm zugetheilten Strophen aus, und die Kritik einiger Kunstfreunde entscheidet dann über die Aufnahme. Dies Verfahren erwies sich namentlich bei humoristischen Produktionen manchmal von recht günstigem Erfolg; natürlich muss man bedenken, dass es sich dabei nicht um Kunstwerke in höherem Sinne handelt. So fand 1847 ein derartiges, von 37 verschiedenen Schriftstellern verfasstes Gedicht die außerordentlichste Verbreitung.*) Gewöhnlich ist es hier die Bourgeoisie, auf deren Kosten man lacht. Diese fürchtet

---

*) Cent et une petites misères. Oeuvre sociale, redigée par les meilleurs chansonniers de l'époque, sous la directien de MM. Charles Gille, Adolphe Letac et Eugène Berthier, fondateurs. Deuxième édition. Paris, à la librairie chansonnière de Durand, éditeur, 32 Rue Rambuteau. 1848.

den Geist, der sich im Proletariat entfaltet, und hat einige feile Skribenten in Sold genommen, welche die Poesie der Arbeiter verhöhnen und ihre besten Chansons travestieren. Aber das Volk kennt seine Feinde, und die „Friedensmarseillaise“ von J. Martin, dem zahmen Poeten von Angers, wurde tausendstimmig übertönt durch Loynel's „En avant, Républicains!“ oder durch Rabineau's:

„La guerre!
La guerre!
C'est le cri des peuples souffrants;
La terre,
La terre
Ne veut plus de tyrans!“

Die meisten Gedichte der vorliegenden Sammlung sind von Leroy und Dupont. Einige weitere Mittheilungen über diese beiden anerkanntesten Volksdichter mögen daher zum Schlusse noch am Platze sein. Gustave Leroy ist Nähkastenarbeiter. Ich lernte ihn auf der Straße kennen, und besuchte ihn an einem kalten, klaren Novembertage in seiner Wohnung, damals in der Rue Transnonain. Eine alte Kaldaunenhökerin öffnete mir das Haus, und wies mich im Hintergrunde in einen dunklen Gang, an dessen Ende eine Treppe befindlich sei. Tappend im Finstern, gelangte ich vorwärts, begann zu steigen, und brach mit dem Fuße plötzlich durch ein Loch in den vermorschten Stufen. Glücklich zuletzt bis in das zweite Stockwerk gelangt, stieß ich an einen Balken, der — ich weiß nicht, in welcher Absicht — dort aufgestellt war, krachend fiel er zur Erde... drei Thüren öffneten sich, und kreischende, zerlumpte Weiber überhäuften mich mit Schmähworten. Aber in der dritten Thüre stand ein schönes blasses Weib, mit edlem

Stolz in den Zügen, und fragte mich sanft, wen ich suche.

„Gustave Leroy“ ... Doch schon hatte ich ihn erkannt. Ruhig saß er, seine Nähkasten leimend, in der kalten Stube, aus welcher ein erstickender Dunst sich mir entgegenwälzte. Auf dem Fußboden lag ein schreiendes Kind — es starb wenige Tage nachher, trotz der liebevollsten und aufopferndsten Pflege. Ein Tisch, ein Bett, ein hölzernes Gesims, drei Stühle — Das war das ganze Mobiliar.

Ich fragte nach seinen Gedichten. „Die sind meist lange aus dem Buchhandel verschwunden,“ gab er zur Antwort. „Doch da Sie sich für dieselben interessieren, will ich zusehen, ob ich selbst noch einige besitze.“ Dabei langte er von dem Gesims einen Holzkasten herab, in dem, außer zerbrochenen Scherben, Handwerksgeräth und allerlei Spänen, sich zuletzt auch die Gedichte vorfanden. Es war ein ungeordneter Haufen Papiere, theils von Mäusen zernagt, theils durch das Alter und den schlechten Aufbewahrungsort zerstört. Leroy suchte das Leserlichste heraus und vertraute es mir. Ich konnte nicht umhin, ihm Vorwürfe zu machen über die Sorglosigkeit, mit welcher er die letzten Exemplare seiner Chansons der Vernichtung anheim gäbe. Fast misstrauisch schüttelte er das Haupt, und sprach dann: „Ich verstehe Sie nicht. Jene Lieder hab' ich schreiben gemusst; sie haben zu ihrer Zeit genützt oder gefallen — ihr Zweck ist erreicht. Die guten Chansons mögen Sie noch heut auf der Gasse hören; dass man die schlechten vergisst, dagegen habe ich mich niemals gewehrt. Ich versuchte übrigens schon einmal, eine gesammelte Ausgabe meiner Gedichte dem Volk zu übergeben, aber beim sechsten Bogen konfiscierte die Polizei die ganze Auflage. Es soll also nicht sein. Was gehen mich überhaupt die alten Lieder an? Dürfte ich jetzt, wo ich noch junge

zu dichten vermag, schon für die Eitelkeit des Greisenalters sorgen? Lachen Sie nicht über meine Bescheidenheit — nur diese schützt den Armen vor dem Fluche, der in seinen Verhältnissen ruht."

Leroy zählt jetzt etwa fünfzig Jahre. Seit 1830 hat er rastlos gewirkt, und er stand Anfangs der fünfziger Jahre auf der Höhe seiner schöpferischen Kraft. Das größere Publikum wurde schon 1840 auf ihn aufmerksam, als sein Gedicht „Die Todten" aus den Werkstätten erscholl. Ein anderes Lied, „Der Eingang in die Tuilerien", zog ihm die erste Verfolgung zu. Leroy betheiligte sich fortwährend an den Ereignissen der Zeit, und suchte durch das moralische Gewicht seiner Poesie mit Erfolg auf die Volksstimmung zu wirken. Er influierte auf die Wahlen, warnte vor Louis Napoleon, kritisierte die Maßnahmen der Regierung, verherrlichte die Verbannten — und das Alles durch sein schlichtes Lied! Als die häufigen Duellforderungen in der Kammer zu stetem Skandal Anlass wurden, mahnte er die Volksvertreter an die Würde ihres Berufes und verwies ihnen das Leichtsinnige ihres Thuns. Nach der verunglückten Junischlacht fand er zuerst das männliche Wort; er rief den blutdürstigen Siegern die Pflicht der Menschlichkeit zu, und warnte sie vor dem Tage der Sühne. Und dann — als sein Ruf machtlos verklang — griff er mit zürnender Hand in die Saiten, und sang den finstern Accord: „Die Soldaten der Verzweiflung." Am 17. März 1849, als die Hinrichtung der sogenannten Mörder des Generals Bréa das Herz jedes Edlen durchschütterte, fasste Leroy den Grimm Tausender in ein zorniges Lied, das noch am Abende von den Gassen bis zu den Scheiben des Präsidentenschlosses emporklang. Die Staatsgewalt mochte wohl fühlen, dass eine solche Kritik das ganze künstliche System ihrer Unsittlichkeit untergrübe — sie verurtheilte,

statt des Präsidenten, den Proletarier. Das Volk war edler: es ernährte Weib und Kind des Gefangenen, und sang ihm unter den Gittern von Madelonnettes als Zeichen der Treue und des Dankes sein eigenes Lied.

Vor 1848 gab es eine Zeit, in welcher Leroy seine Poesie verstummen ließ. Aber er sammelte nur junge Kraft, nnd erschien bald wieder auf dem Kampfplatze, muthiger als zuvor. Seine Poesie ist ein wunderbarer Streit zwischen Milde und Zorn, zwischen Versöhnung und Hass. Selten doch überschreitet er die Grenze der Leidenschaft, so nah er dieselbe zuweilen berührt. Auch verliert er sich nicht so oft auf das Gebiet der Prosa, wie Dupont, der ihn fast mit Unrecht an Popularität übertrifft.

Pierre Dupont ist der Poet des tendenziösesten Materialismus, und so bedeutend fast jedes einzelne seiner Lieder auf den ersten Blick erscheint, so monoton, so unkünstlerisch wird er oftmals in seinem Bestreben, rein praktisch zu sein. Die Verdeutschung dieses Schriftstellers ist eine peinliche Arbeit; denn während in Frankreich die Phrase anf der einen, der prosaische Ausdruck auf der andern Seite im Liede noch geduldet werden, sind beide für den deutschen Kunstgeschmack zum Glück überwunden.

Pierre Dupont, der Sohn eines Schmiedes, ist am 23. April 1821 zu Lyon am Quai du Rhône geboren. Nachdem seine Mutter bald nach dem Hinscheiden seines Vaters durch einen unglücklichen Sturz in ein Kellerloch ihren Tod gefunden, nahm sein Pathe, ein alter Landgeistlicher in Rochetaillée an der Saône, sich des verwaisten Knaben an und sandte ihn in seinem zehnten Jahre in das geistliche Seminar zu Largentières, woselbst er bis 1837 verblieb. Da sich der 16jährige Jüngling hartnäckig weigerte, den ihm aufgedrungenen Priesterstand zu ergreifen, verdang ihn sein Pflegevater

auf fünf Jahre als Arbeiter an einen Lyoner Seidenfabrikanten. Pierre Dupont entfloh schon nach wenigen Tagen aus der Fabrik; sein erzürnter Pathe gab ihm eine kleine Geldsumme, zog aber von jetzt an seine Hand von dem eigenwilligen Schützling ab, der sich selbst sein Loos schaffen wollte und, nach kurzem Aufenthalt im Bureau eines Notars, eine Stelle als Kommis in einem Lyoner Bankiergeschäfte fand. Dort scheint er zwei Jahre geblieben zu sein, bis ein Gastspiel der Rachel den in ihm schlummernden Funken der Poesie zu so heißer Flamme erweckte, daſs er fortan nur dem Dichterberufe zu leben beschloſs. Er eilte nach Paris, ward dort aber von Schriftstellern und Verlegern mit bedauerndem Achselzucken empfangen, und sah sich bald in die bitterste Noth versetzt. Nachdem er eine Zeitlang durch Stundengeben in einer kleinen Lehranstalt sein Leben gefristet, kam es ihm eines Tages in den Sinn, nach der Stadt Provins zu reisen, wo noch einige Verwandte seines Vaters lebten, bei denen ihm die freundlichste Aufnahme zu Theil ward. Vor seiner Abreise machte er u. A. auch Victor Hugo einen Besuch, fand aber den Dichter nicht zu Hause. Er schrieb ihm auf die Rückseite seiner Visitenkarte die anmuthigen, auf S. 13 mitgetheilten Verse.

In Provins vollendete Pierre Dupont ein größeres Gedicht: „Die beiden Engel," das er schon in Lyon begonnen hatte, und das ihm die lebhafte Zuneigung eines damals in jener Stadt anwesenden Akademikers, des Herrn Lebrun, erwarb. Unser Dichter trat jetzt in sein vierundzwanzigstes Jahr; die Konskription berief ihn zu siebenjährigem Militärdienst. Zu arm, sich einen Stellvertreter zu kaufen, begab er sich verzweiflungsvoll nach Hüningen, und ward dort einem Jägerregimente eingereiht. Einer seiner Verwandten, Emile Genisson, bat ihn bei seiner Abreise, ihm das Manuskript der

„beiden Engel“ anzuvertrauen. Der brave Mann (er lebt jetzt im Exile) ließ das Gedicht auf eigene Kosten drucken und beeilte sich, Subskribenten auf das Erstlingswerk des jungen Poeten zu sammeln, während er einen zweiten Subskriptionsbogen an Herrn Lebrun nach Paris schickte. Der Erfolg war ein so günstiger, dass sich nach Abzug aller Unkosten ein Reingewinn von 5000 Franks ergab, und nach sechswöchentlichem Dienste sah Dupont sich durch einen Stellvertreter von der lästigen Militärpflicht befreit. Herr Lebrun erwies sich aber auch ferner noch unserm Dichter als wohlwollenden Freund. Auf seine Empfehlung wurde das Gedicht „Die beiden Engel“ 1842 mit dem Preise der Akademie gekrönt, und der Verfasser erhielt eine Anstellung unter den Mitarbeitern am Dictionnaire de l'Académie.

Zu dieser Zeit befreundete sich Dupont mit zwei jungen Musikern, Gounod und Parisot, deren Kompositionen später berühmt geworden sind. Eines Tages hörte Gounod seinen Freund singen und war erstaunt über Dessen wohlklingende Stimme, die den leidenschaftlichsten wie den sanftesten Rhythmen mit seelenvoller Wärme gerecht ward. „Wo hast du singen gelernt?“ frug ihn Gounod. — „„Ich weiß es nicht.““ — „Du scherzest.“ — „„Nein, wahrhaftig, ich habe niemals singen gelernt.““ — „Sonderbar! Und was ist Das für eine Melodie?“ — „„Ich habe sie heut Morgen zu einem meiner Lieder erdacht.““ — „Unmöglich! Und du hättest nie Musikunterricht genossen?“ — „„Niemals.““ — „Lieber Freund, du hast da ein wunderbares Motiv gefunden. Singe mir noch einmal das Lied.“ Gounod ergriff eine Feder und notierte die Melodie, welche Dupont ihm vorsang. Dann spielte er dieselbe auf dem Klavier, und betrachtete seinen Freund mit erschrockener Miene. „Ohne Musikunterricht!“ rief er aus; „wenn du den Generalbass studierst,

wirst du uns Alle übertreffen.“ — „„Beruhige dich,““ lächelte Dupont, „„ich werde niemals Generalbaſs studieren — ich würde doch nichts Tüchtiges leisten.““ — „Versprich mir wenigstens, wenn dir künftig eine musikalische Idee einfällt, sie dir zu merken, damit ich oder Parisot sie notiere.“ — „„Gut, ich will Das thun.““

Einige Tage nachher schlenderte Dupont eines Morgens auf der Straße von Poissy, als ihm eine Herde feister Landochsen begegnete, die ohne Zweifel zum Schlachthause getrieben ward. Der Anblick der prächtigen Thiere inspirierte ihn zu einem Gedichte, dessen einfach trübe Melodie er sofort vor sich hinsummte. Getreu seinem Versprechen, besuchte er Gounod und sang ihm die Verse vor. Der Komponist war außer sich vor Entzücken. Wenige Tage nachher sang Hoffmann das Lied: „Die Ochsen“ (S. 38—39) in den „Variétés.“ Théophile Gautier wuſste Text und Melodie des unbekannten Verfassers nicht hoch genug zu rühmen, und Pierre Dupont’s Stern war im Aufgang, um bald heller und heller zu leuchten.

Die Gedichte dieser ersten Periode sind, trotz mancher Schönheit im Detail und obgleich man sie in Frankreich fast am höchsten schätzt, doch von untergeordnetem Werthe. Auch entriſs ihn die Hungersnoth von 1846 und der tägliche Anblick des Elends bald dem bukolisch-erotischen Stillleben und erschuf zunächst eine Übergangsform zu seiner späteren Richtung. Wir meinen die philosophisch-sociale Chanson, welche, mit dem „Belzebub“ beginnend, in dem Gedicht „Der Wilde“ ihren Abschluſs gewann; Kompositionen voll großer, ungeordneter Gedanken bezeichnen den Charakter dieser Epoche. Berühmt wurde Dupont namentlich durch „Das Lied vom Brote,“ den „Arbeitergesang“ und den „Gesang der Völker,“ welcher letztere zugleich mit einem Gedicht

über Polen's Fall*) im Jahre 1847 erschien. Hier erst hat der Poet in der social-politischen Chanson das ihm zugemessene Feld erkannt. Wie gering man auch von künstlerischem Standpunkte aus über den Werth dieses Genres urtheilen muss: der Dichter versteht mit energischem Wort die politische Stimmung seiner Partei auszusprechen, und er schrieb seitdem kaum ein einziges Lied, das nicht in der Brust des Volkes einen mächtigen Wiederhall fand. Außer den von mir übertragenen, sind namentlich der „Bauerngesang," der „Bankettgesang," „Die Sibirienne," „Frankreich an Pius IX.," „Erhalte Gott die Republik!" und der „Chant du Vote" zu erwähnen. Viele der Dupont'schen Lieder gingen als prophetische Sturmvögel der Revolution vorauf. Letztere war überhaupt keine Überraschung; der neue Geist wirkte schon lebendig in den Massen, und von den „Dämmerungsgesängen" Victor Hugo's bis zur „Geschichte der Girondisten" begegnen wir überall denselben Weissagungen der Poesie. Der 24. Februar war nur eine Konsequenz, beschleunigt zum Theil durch dieselben Männer, welche ihn, wie Lamartine, heute verleugnen.

Die erste Sammlung seiner Gedichte**) veröffentlichte Dupont im Jahre 1851. Eine Prachtausgabe derselben mit allen Melodien, illustriert von Tony Johannot und Celestin Nanteuil, erschien bald nachher bei Houssiaux und ist später in den Besitz der Buchhändler Vialat, Gabriel Roux & Co. übergegangen. Wir wissen nicht, ob ein größeres Gedicht: „Jeannette,

---

*) Fin de la Pologne, poème, suivi du chant des nations, par Pierre Dupont. Paris, Gabriel de Gonet, éditeur, 6 Rue des beaux arts. 1848.

**) Muse Populaire. Chants et poésies par Pierre Dupont. Paris, Garnier frères, libraires. 10 Rue Richelieu. 1851.

die Schneiderstochter," an welchem Dupont nach Zeitungsnachrichten im Jahre 1854 arbeitete, seitdem publiciert worden ist.

Nach dem Staatsstreiche vom 2. December hielt Pierre Dupont sich ein halbes Jahr lang in einigen obskuren Landstädten verborgen, bis man endlich seinen Aufenthaltsort entdeckte und den gefürchteten Volksdichter verhaftete. Vor ein Kriegsgericht gestellt, ward er zu sechsjähriger Verbannung nach Lambessa verurtheilt; einflussreiche Gönner erwirkten indess seine Begnadigung.*) Seitdem scheint Dupont sich wieder vorherrschend der bukolischen Lyrik zugewandt zu haben, und nur das spätere Gedicht „Der Goldwäger" erinnert an seine früheren socialistischen Chansons. —

Der tyrannische Feldzug Louis Napoleon's gegen die Presse Frankreichs hat natürlich auch die Produktionen dieser Dichter aus dem Arbeiterstande nicht verschont. Die unheimliche Stille jenes Landes wird heut zu Tage durch keinen Gesang unterbrochen, der Despotismus durch kein Wort, kein Lied mehr gemildert. Es ist bekannt, mit welchem Eifer die französische Polizei den „Proletariergesang der Marianne" (S. 210—212) und den „Löwen vom Quartier latin" (S. 212—214) verfolgte und jede Verbreitung dieser Chansons zu hindern suchte. Welches Urtheil die Weltgeschichte schließlich über die Politik des Abenteurers von Straßburg

---

*) Die Notizen über Dupont's Lebensgeschichte sind meistens dem 12. Hefte der „Contemporains" des freilich nicht sehr zuverlässigen Pamphletisten Eugène de Mirecourt entnommen. Die übrigen Nachrichten verdanke ich zum Theil persönlichen Mittheilungen der Verfasser während meines Aufenthalts in Paris. Einige der Letzteren mögen inzwischen verstorben sein, oder in der Verbannuug, vielleicht im Kerker, leben.

und Boulogne fällen möge, der jetzt auf dem französischen Kaiserthrone sitzt: er handelt sicher nicht klug daran, einer großen Nation das Aussprechen ihrer Klagen zu verwehren. So lange ein Volk noch seine Wünsche, seine Beschwerden offen vortragen darf, fühlt es sich nicht völlig geknechtet; aber es ist ein gefährlich Spiel, sich in seinem Volke einen stummen Gegner zu erschaffen, dessen Groll mit keinem Worte verkündet, was für drohende Thaten in der schweigsamen Seele schlummern. Die besprochenen Gedichte, deren künstlerischen Werth wir gering anschlagen, und die wir vorherrschend des kulturhistorischen Interesses halber mittheilen, geben uns den Beweis, dass der französische Arbeiterstand zum Nachdenken über seine Lage erwacht ist — diese Thatsache wird durch keine Zwangsmaßregel vernichtet, wenn auch das Wort oder Lied sich für eine Zeitlang ersticken lässt. Begrüßen wir einstweilen die französische Arbeiterdichtung als einen verheißungsvollen Boten der Zeit, wo der Proletarier, von dem Drucke der heutigen Gesellschaftsordnung erlöst, als gleichberechtigter Bewerber mit den edelsten Geistern der Menschheit um die Palme der Bildung ringen wird!

Erstes Buch.

Vor der Februarrevolution.

Unser Lorber.

(1840.)

Ihr, deren Federn nie zerbrechen,
Ob hundertmal im Dienst getauscht:
Ihr scheltet unser Lied Verbrechen,
Das kühn von unserm Rechte rauscht?
Ihr wollt beschimpfen unsre Waffen,
Weil sie dem Trug Verderben sprühn?
Wir sind es, die Geschichte schaffen —
O lasst auch unsern Lorber blühn!

Seht, unser Lorber sind Gesänge,
Die uns ein freier Sinn beschied;
Durch Flur und Felder ziehn die Klänge,
Wo man die Schönheit wandeln sieht.
Wir fürchten nur — fidele Zecher —
Des Elends Schuld, nicht seine Mühn,
Die Noth versinkt bei Lied und Becher —
O lasst auch unsern Lorber blühn!

Sollt' unser Wort im Lied erbleichen,
Und falsch denn unser Singen sein?
Singt ihr die Großen, singt die Reichen —
Ich will mein Lied der Armuth weihn.
Wir brauchen in der Werkstatt Enge
Ein Rauschen, frisch und lenzesgrün,
Es liebt das Volk die Ruhmesklänge —
O lasst auch unsern Lorber blühn!

Am heiligen Marientage
  Beging man sonst das Kaiserfest;
Wie kommt es, dass die Ruhmessage
  Man heute still verhallen lässt?
Dem Todten unsern Gruß zu bringen,
  Kein Böllerschuss, kein Fackelglühn!
Ihn um der Säule Rund zu schlingen —
  O lasst auch unsern Lorber blühn!

Wir brauchen Erde nicht und warmen
  Treibhäuserdunst und Mergelhauf,
Es sprießt der Lorber ja des Armen
  Allüberall gen Himmel auf;
Und ewig schön! — Mit offner Wunde,
  So sanken wir im Schwertersprühn,
Und sterbend bitten wir am Grunde:
  O lasst auch unsern Lorber blühn!

Der Krieger kämpft um Frankreichs Ehre
  In Algiers glühndem Sonnenstrahl,
Ob auch des Fiebers Wuth verkehre
  Das Schlachtgefild zum Hospital.
Ach, wie viel' blut'ge Todesschrecken
  Und wie viel' heiße Schlachtenmühn!
Der Brüder Wunden zu bedecken —
  O lasst auch unsern Lorber blühn!

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Mein Bild.

Ein Fremdling bin ich euch, und bar an Ruhm und Glanze,
Der Weltgeschichte fremd und fremd dem Dichterkranze,
Doch in die Lüfte steigt, dem Vogel gleich, mein Blick.
Arm, ohne Zukunftstraum, und ohne Hass und Grollen,
Bereit, mein Lebensbild vor Jedem zu entrollen,
Veracht' ich ein beneidetes Geschick.

Der starken Schar vermählt bin ich von Blutes Gnaden,
Die ohne Brot sich müht und ficht auf Barrikaden,
Die — stolzer als ein Fürst — das braune Schurzfell trägt;
Die vor dem Amboss steht in dumpfer Kellergrube,
Vom Feuerschein beglüht in rauchgeschwärzter Stube,
Und, fleckenlos, die müden Arme regt.

Wie François Villon,*) dem fröhlichen Genossen,
Sind Markt und Gasse nur zum Lehren mir erschlossen,
Ein Werktisch mein Altar, die Bank mein Tabouret;
Mein Stoff: Natur und Geist, mein Härmen und mein Lieben,
Mein Tag ein flüchtig Blatt, vom Zufall wirr beschrieben,
Aus freiem Feld zur Schenkenthür geweht.

---

*) Über diesen Dichter aus dem Volke, den Vater des modernen französischen Liedes, geb. zu Paris im Jahre 1431, vergl. die Einleitung.

Mir wird die Rebe nicht den ernsten Flug bezwingen;
Dem falben Herbste gleicht mein arm und farblos Singen,
Die Tugend schätz' ich hoch, doch mehr die Menschlichkeit.
Auf meine Stirn geprägt der Bruderliebe Stempel,
Veracht' ich jeden Prunk in Lied und Marmortempel,
Und huldige der schlichten Einfachheit.

Den Thron bekämpft' ich treu, die Brust der Kugel offen,
Des Vaterlandes Ruhm mein erst' und letztes Hoffen,
Und mit dem Siege trat ich in die Nacht zurück.
Ich sah die Leidenschaft auftauchen aus den Wellen,
Sah Neid und Trug und List die falschen Netze stellen —
Stolz taucht' ich nieder in mein ärmlich Glück!

Ob auch der Schmerzen Kind: doch mag ich Keinem grollen;
Gott weiß, auf welcher Streu wir Zwei noch enden sollen,
Für dich ein Kummerbild, o meine Muse du!
Doch selber Stille rufst du mir in diesen Wettern —
So mag die schnelle Zeit den frischen Kranz entblättern,
Im Winkel trocknen mag dein Bettelschuh!

Durch meine Liebe, sagt ihr, werd' ich noch zum Narren, —
Nun, Jedem seinen Gott, und Jedem seinen Sparren!
Der Armuth Kampfgenoss, steh' ich zu ihr im Streit.
Den Ordensjägern feind, den fürstenhuldgezierten,
Erschein' ich ein Barbar bei euch Civilisierten,
Verhohlen schlecht in meinem Bürgerkleid.

Savinien Lapointe,
Schuhmacher.

Mit hundert Jahren.

(1847.)

Wenig sah ich sich verändern —
  Zähle doch schon hundert Jahr'!
Die auf Markt und Gassen schlendern,
  Füttert noch der Proletar.
Jahre flohn und Jahre kamen,
  Immer Galgen noch und Fehm' —
Ausgenommen nur die Namen,
  Ist noch Alles wie vordem.

Immer Fürsten und Asketen,
  Schlechter Arzt und Musikant,
Eckensteher und Poeten,
  Tolles Zeug in Stadt und Land!
Immer mit dem alten Sparren
  Kämpft System und Theorem;
Richter, Pfaff und andre Narren —
  's ist noch Alles wie vordem.

Immer noch am Tisch gebogen
  Wird das schnöde Kartenblatt,
Wird das arme Weib betrogen,
  Bis der Spieler bleich und matt.
Und dann glaubt er, daſs die Schande
  Ihm der Tod vom Herzen nähm',
Sucht ein ehrlos Grab im Sande —
  's ist noch Alles wie vordem.

Zwei der Frauen zu umfassen
Pflegt man nicht auf unsrer Flur;
Wenn die Liebste man verlassen,
Suchte man nach Glücke nur.
Türke ist von uns noch Keiner,
Wem behagten Zweie, wem?
Nein, man hat genug an Einer —
's ist noch Alles wie vordem.

Oft noch fällt das Kind des Armen
Mit dem jugendfrischen Sinn,
Mit der Lust, der lebenswarmen,
In die Hand der Kupplerin.
Auge sprüht und Wange strahlet,
Jeder wird zuletzt genehm,
Eine giebt, der Andre zahlet —
's ist noch Alles wie vordem.

Ellenlange Heldendramen
Machen immer noch kein Glück;
Trotz den Hunden, Pferden, Damen —
Ausgepfiffen wird das Stück.
Log' und Saal von Zischen schallte,
Daſs die Pest dem Dichter käm'!
Lieber ist uns doch das Alte —
's ist noch Alles wie vordem.

Thé-dansants und Assembléen —
Immer noch das alte Lied!
Schöne Frauen rings zu sehen,
Wein und Tanz — die Stunde flieht!

Sah, daſs oft des Traubenblutes
Kraft den Trinker noch bezähm',
Viel Geschwätz und wenig Gutes —
's ist noch Alles wie vordem.

Früher hatten unsre Fürsten
Narren, tief an Geisteskraft,
Die dem eitlen Herrscherdürsten
Mit der Schelle Zwang geschafft.
Seit den Fürsten nun der Sparren
Selbst zu klug und unbequem,
Sind Minister ihre Narren —
's ist noch Alles wie vordem.

Wanken endlich wir zum Grabe:
Macht der Tod die Wange bleich,
Und die letzte Wittwenhabe
Macht den Doktor fett und reich.
Auf den Sarg, den trauervollen,
Immer noch von Erd' und Lehm
Wirft der Gräber dann die Schollen —
's ist noch Alles wie vordem.

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Arbeit und Elend.

Ein Fragment.

(1840.)

O Daniel! ist kein Poet uns mehr beschieden,
Der sein Prophetenwerk begreifen will hienieden?
Lebt unter uns kein Aar mit kühnem Flügelschlag,
Der in des Himmels Buch zu lesen noch vermag?
Jehovah! soll denn heut sich keine Leier finden,
Um dir den Sterbeschrei der Märtyrer zu künden?
Ist keine Seele da, zu der im Traumgesicht
Der Nacht von deinem Geist ein Strahl hernieder bricht?
Soll keine Stirn sich mehr der Glorie werth erweisen,
Kein Mund mehr würdig sein, dich und dein Werk zu preisen?
Jehovah! naht kein Heil in des Verderbens Pest,
Dass du für alle Zeit ihr Herz verknöchern lässt?
Lass einen Christus doch zu uns hernieder eilen,
Um dieser blinden Welt das Augenlicht zu heilen!

O Brüder, bebt, erbebt! Es hat mein niedres Zelt
Der Offenbarung Licht in dieser Nacht erhellt.
Hört, welche Stimmen wild zu mir hernieder flossen
Und in der Finsternis den Himmel mir erschlossen!
O, zittert! denn ich sah, wie einen Pfuhl von Blut,
Den Horizont ringsum gefärbt von rother Gluth.

O Brüder zittert! denn ich sah des Atheismus
Verruchter, gift'ger Saat entblühn den Egoismus;
Ich sah die Liebe, bleich, die Hände ausgestreckt,
Indeſs ihr Kinderpaar, verhungernd, Mitleid weckt;
Und Frankreichs Engel sah ich in die Zukunft deuten,
Wo Sodom's Asche in die Luft die Winde streuten!
Und zwischen der Musik, die aus dem Himmel drang,
Bei Hosiannah-Ton und bei Posaunenklang,
Erscholl zu mir der Ton von einer Stimme dorten,
Die aus den Wolken rief mit wilden Feuerworten.
Hört, Brüder, wenn ihr stark genug, zu lauschen, seid,
Was dies Orakel mir gesagt von künft'ger Zeit:
„Wach auf, o Sänger! du bist einer auch der Sklaven,
Du trägst die Leiden mit, die deine Brüder trafen;
In Sinnentaumel hast auch du die Lust gekühlt,
Und hast das ehrne Joch der Noth, wie sie, gefühlt.
Du theilst ihr Brot, ihr Weh, aus dem sie nie sich retten —
Wer kennte besser wohl die Last von ihren Ketten?
Wach auf, o Sänger! Auf! ersteh aus feiger Ruh',
Und aus dem Todesschlaf die Welt erwecke du!
Nicht länger wolle mehr, ein Jeremias, klagen,
Denn deiner Thränen Thau wird keine Früchte tragen.
Willst du, daſs man dereinst dein Angedenken ehrt,
So schreite auf den Markt, mit deinem Lied bewehrt,
Dem neuen Moloch dort den Sterbesang zu singen —
Denn ach! die Gier nach Gold, sie droht euch zu verschlingen!
Verjag die Wuchrer, die entweiht des Tempels Zier,
Und pflanze wieder auf der Menschlichkeit Panier!
Die Völker werden einst nur jenen Dichter krönen,
Der seine Leier ließ zu ihrem Heil ertönen.
O Sänger, hörst du nicht des Hungers wehvoll Lied,
Das, wie aus Kraters Schlund erbrausend, aufwärts zieht?

Siehst du nicht — flehend halb, und dräuend halb voll
Schrecken —
Die arbeitsame Schar empor die Hände strecken?

. . . .

Oft flieht der Proletar, der in des Elends Haft
Für kargen Sold von früh bis spät zum Abend schafft,
Um nur den Hungerschrei der Kinderschar zu stillen,
Den Holzhof und das Werft; in seiner Seele schwillen
Der Hass und Zorn, er stößt die Arbeit rauh zurück;
Er flucht der Welt, die ihn betrogen um sein Glück,
Er flucht dem Schöpfer gar, und flieht, wie Raubspelunken,
Die Stätten, wo den Kelch des Elends er getrunken."

. . . .

Erbarmen, ach! für sie, die ewig Mangel leiden,
Die hungernd und verhärmt vor eurer Thür verscheiden!
O, stoßt mich nicht zurück! Für sie allein, für sie
Komm' ich zu euch als Sklav, umfass' ich eure Knie.
Nicht wie der schwache Greis komm ich zu eurem Mahle,
Um eurer Speisen Rest zu sammeln in die Schale;
Nein, dreimal nein, ich fleh' um euer Mitleid nicht —
Ich will, dass Allen gleich das Recht sei und die Pflicht;
Ich will, dass endlich sei dem Fleiß ein Lohn beschieden,
Ich will das Eisen, auf dem Amboss es zu schmieden;
Will Land, drauf unser Arm für uns die Saat bestellt,
Und, der die Lämmer zog, die Wolle auch behält!

Ihr, die als Retter preist des Krieges blut'ge Schrecken:
O seht, es liegen brach noch so viel' Länderstrecken!
Wie ihr den Krieger ehrt, so ehrt den Arbeitsmann,
Es locket als Magnet auch ihn der Lorber an!

Jungfrauen lasst im Chor den wackern Helden grüßen,
Der in der Wildnis ließ Korn oder Reben sprießen!
Wie dem Soldaten, ziemt wohl Dem ein Ehrenband,
Der Egge oder Pflug dem Staate zugewandt!
Ist größer denn der Gott mit Blitz- und Donnerwaffen,
Als sie, die Städte aus dem Wüstenstaub erschaffen?
Die Tugend ehrt, den Fleiß! so schwindet Noth und Fahr,
So kehrt zur Hürde auch die irre Lämmerschar;
So wird der Überfluss ringsum auf Erden walten
Und Blumen uns entblühn aus seines Mantels Falten.

Francis Tourte,
Porzellanmaler.

An Victor Hugo.

(1840.)

Wenn eine arme Anemone,
Verschmachtend, nahe dem Verglühn,
Dich bäte: „Spende meiner Krone
Ein Tröpfchen Wassers, um zu blühn!"

Wenn eine Schwalbe, matt die Schwinge,
Vom kalten Winterfrost versehrt,
Leis flehend dir am Fenster hinge:
„O gieb mir Platz an deinem Herd!"

Die Rose dürstete nicht länger,
Der Schwalbe würdest Schutz du leihn —
Ach, dass ich nicht für dich, o Sänger,
Das Blümchen darf, das Vöglein sein!

Pierre Dupont.

Belzebub.

(1847.)

Ein junger Pilger, schön, doch schmerzumfangen,
Die Stirn gebeugt, den Wanderstab zur Hand,
Zog still einher, umglüht die bleichen Wangen
Vom Abendgold, das mählich leis entschwand.
Ihm lag das ew'ge Leid der Menschheit offen,
Das seit Jahrtausenden die Welt durchhallt;
Von seiner Klage scholl und seinem Hoffen
Ein müdes Echo durch den tiefen Wald:

Die Erde trägt der Knechtschaft Spuren
In Schmerzen sonder Zahl,
Der Tugend schafft die Sünde Qual —
Und redet doch Natur in Wald und Fluren
Der Liebe Wort zu allen Kreaturen
Von Berg zu Berg, von Thal zu Thal!

Auf schwarzem Roſs mit blut'gem Augensterne,
Von dessen Bug der Schaum herniederquillt,
Sprengt jetzt ein Reiter aus der dunklen Ferne,
In rothem Kleid, mit Blicken, fahl und wild.
Wie seine Höhlung sich der Bach gegraben,
Hat seine Stirn gefurcht ein großer Schmerz —
„Steig auf!" so spricht er zu dem Wanderknaben,
„Auf! säume nicht, und fasse dir ein Herz!"

Die Erde trägt der Knechtschaft Spuren
In Schmerzen sonder Zahl,
Der Tugend schafft die Sünde Qual —
Und redet doch Natur in Wald und Fluren
Der Liebe Wort zu allen Kreaturen
Von Berg zu Berg, von Thal zu Thal!

Der schöne Träumer schwingt sich auf die Mähre,
Und hoch und höher geht's in Windesflug!
Es seufzt das Ross bei seiner Reiter Schwere,
Der goldne Sporn zerfleischt den schwarzen Bug.
Ein Athmen noch, ein Sprung, ein Augenblinken,
Und sieh, nun sind sie auf des Gipfels Saum,
Und wo der Felsen höchste Zacken winken,
Grünt dort zu jeder Frist ein Apfelbaum.

Die Erde trägt der Knechtschaft Spuren
In Schmerzen sonder Zahl,
Der Tugend schafft die Sünde Qual —
Und redet doch Natur in Wald und Fluren
Der Liebe Wort zu allen Kreaturen
Von Berg zu Berg, von Thal zu Thal!

„Iss von der Frucht!" beginnt der finstre Ritter,
Indess sein Aug' des Jünglings Blick bewacht.
„„Wohl ist sie roth — doch ist sie nicht zu bitter?
Ein Apfelbaum hat alles Leid gebracht.""
Der Reiter biss die Zähne hell zusammen,
Und lachte gellend, dass der Berg erscholl,
Und eine Schlange schoss mit grünen Flammen
Vom Zweig ... der Jüngling starrte schreckensvoll.

Die Erde trägt der Knechtschaft Spuren
In Schmerzen sonder Zahl,
Der Tugend schafft die Sünde Qual —
Und redet doch Natur in Wald und Fluren
Der Liebe Wort zu allen Kreaturen
Von Berg zu Berg, von Thal zu Thal!

„Wie? hast du Furcht," erscholl's mit hohlem Klange,
„Vor Belzebub, vom Blitze hingestreckt,
Vorm Baum der Bibel, vor der alten Schlange?
Ein Kind nur wird durch solchen Wahn erschreckt!
Um zu benutzen deine Erdengaben,
Um Macht zu kaufen und um Mensch zu sein,
Musst du des Wissens Frucht gekostet haben —
Seit Adam biss ein Jeder noch hinein."

Die Erde trägt der Knechtschaft Spuren
In Schmerzen sonder Zahl,
Der Tugend schafft die Sünde Qual —
Und redet doch Natur in Wald und Fluren
Der Liebe Wort zu allen Kreaturen
Von Berg zu Berg, von Thal zu Thal!

„Sieh, Jeder drunten flieht des Andern Stelle
Und müht sich ab um schnöden Geizes Sold,
Ein Jeder lebt in seiner trüben Zelle
Und zählt sein Korn, sein Silber und sein Gold.
Willst du ihr Blut, die Früchte ihres Strebens,
So lass getheilt der Menschenwelt Revier,
Und folgen wird dir jede Lust des Lebens —
Nimm schnell ein altes Herrschaftsscepter dir!"

Die Erde trägt der Knechtschaft Spuren
In Schmerzen sonder Zahl,
Der Tugend schafft die Sünde Qual —
Und redet doch Natur in Wald und Fluren
Der Liebe Wort zu allen Kreaturen
Von Berg zu Berg, von Thal zu Thal!

„„Ihr werdet nimmer diese Welt behalten!““
Sprach drauf der Jüngling, und — ein ernst Symbol —
Ließ er die Weltenkarte sich entfalten,
Und „„Liebet euch!““ schrieb er auf ihren Pol.
Zum bleichen Nebel ward die schwarze Mähre,
Vom Blitz getroffen sank der Apfelbaum,
Der Schatten Belzebub's in weiter Leere
Entschwand, ein Wölkchen, in der Lüfte Raum.

Die Erde sprengt der Knechtschaft Spuren
In Siegen sonder Zahl,
Vernichtet wird der Sünde Qual;
Und segnend spricht Natur in Wald und Fluren
Der Liebe Wort zu allen Kreaturen
Von Berg zu Berg, von Thal zu Thal.

Pierre Dupont.

Meine Armuth.

(1837.)

Er sprach zu mir: „Du zählst nun sechzig Jahre,
Ein gutes Amt ist dir geborgen schon;
Als Bettler sollst du wanken nicht zur Bahre,
Komm, fürchte Nichts, sei unser, sei Spion!“
Wie? hundert Edler Athemzug belauschen,
Betrügen sie um Ehr' und Gut und Hab'?
Für Lumpen mag ich nicht die Schand' ertauschen . . .
Seht, darum lieb' ich meinen Bettelstab.

Ein Stutzer rollt im Wagen um die Ecke —
Er soll ein Gauner einst gewesen sein;
Der Phaeton, das Ross, die goldne Decke —
Wodurch erwarbst du sie? wie sind sie dein?
Ich lernte Nichts — die Welt mag mir vergeben! -
Doch froh, dass mich Verborgenheit umgab,
Wusst' ich allein mit meiner Noth zu leben . . .
Seht, darum lieb' ich meinen Bettelstab.

Ihr Herren dort, die stolz Fabriken bauen:
Der Schweiß der Armen ist's, den ihr verzehrt!
Mögt ihr mit Hohn auf euer Gold vertrauen —
Uns raubtet ihr das Brot, das euch ernährt!
Seht, meins ist schlecht, doch beißen's noch die Zähne
Das mir als Lohn der harte Meister gab,
Und nimmer feucht von eines Andern Thräne . . .
Seht, darum lieb' ich meinen Bettelstab.

Den Sündern muſs das Recht ein Urtheil sprechen,
Das sie der Haft, vielleicht dem Tode weiht —
So sühnet ihr Verbrechen durch Verbrechen,
Und nennt euch Kämpfer noch der Menschlichkeit!
Ich lernte nie ein Recht im Busen tragen,
Das Brudermord mit Heil'genschein umgab —
Doch wird mich nie schuldloses Blut verklagen . . .
Seht, darum lieb' ich meinen Bettelstab.

Die Hos' ist schlecht und schlottert um die Lenden,
Der Rock — er hätte Platz zum Ordensband,
Nicht konnt' ich Viel an meine Stiefel wenden,
Und keinen Handschuh trägt die braune Hand.
Ich lernte ja der Sparsamkeit Methode,
Und legte selten nur die Röcke ab —
Das Elend blieb noch immer in der Mode . . .
Seht, darum lieb' ich meinen Bettelstab.

Im Juli hab ich mit dem Volk gefochten —
Zwar hatt' ich nur den Knotenstock als Wehr;
Man fand mich schön — wiehernde Rosse pochten,
Und die Kanonen grüßten ringsumher.
's war nur, den Schwänzlern, die den Thron umkreisen,
Einmal zu künden, als es Fehde gab,
Daſs Bettler stets als Menschen sich beweisen . . .
Seht, darum lieb' ich meinen Bettelstab.

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Der Lokomotivenheizer.

Friss Haber, Pferd, und schnaufe mal!
Gezäumt, gesattelt! fortgeflogen!
Galopp! durch Brücken und durch Bogen,
Hinaus zu Wiese, Berg und Thal —
Kein ander Ross ist dein Rival!

Die Kohle flammt in deinen Ringen,
Ein Spiegel, leuchtest du im Flug;
Wo sind die Hufe, wo die Schwingen,
Darauf der Sturm dich weitertrug?
Seht ihr im Wind die Mähne wallen,
Und hört ihr keuchen nicht mein Ross,
Das im Galopp vorüberschoss,
Wie Rennershuf und Donnerschallen?

Friss Haber, Pferd, und schnaufe mal!
Gezäumt, gesattelt! fortgeflogen!
Galopp! durch Brücken und durch Bogen,
Hinaus zu Wiese, Berg und Thal —
Kein ander Ross ist dein Rival!

Sonst trug ein Elephant die Haufen,
Und ob's auch vierzig Krieger sind;
Mein Rücken trägt bei Nüsterschnaufen
Die ganze Welt mit Weib und Kind.

Ich bin, wie uns ein Märchen sagte,
Des Teufels lust'ger Musikant,
Der in der Hölle rothen Brand
Bei Fiedelklang die Tänzer jagte.

Friss Haber, Pferd, und schnaufe mal!
Gezäumt, gesattelt! fortgeflogen!
Galopp! durch Brücken und durch Bogen,
Hinaus zur Wiese, Berg und Thal —
Kein ander Ross ist dein Rival!

Wie ein Pirat die Enterstange,
Reck' ich den Schlund nach Feuersold,
Und schau', wie sich auf meinem Gange
— Ein Band — die Erdenflur entrollt.
Die Luft, dem Vogel gleich, durchschneiden —
O Seligkeit, o trunkne Lust!
Und dazu braucht die schwarze Brust
Ja Kohl' und Wasser nur, die beiden!

Friss Haber, Pferd, und schnaufe mal!
Gezäumt, gesattelt! fortgeflogen!
Galopp! durch Brücken und durch Bogen,
Hinaus zur Wiese, Berg und Thal —
Kein ander Ross ist dein Rival!

Es sind auch die gemeinsten Dinge
Des größten Völkerheiles werth;
Dies Gut, verachtet und geringe,
Wie lange schlief's am Feuerherd!

Ein Jeder sah im Henkeltopfe
Den Dampf entwallen Tag um Tag —
Die Zukunft viel zu ferne lag,
Und viel zu fern dem armen Tropfe!

Friss Haber, Pferd, und schnaufe mal!
Gezäumt, gesattelt! fortgeflogen!
Galopp! durch Brücken und durch Bogen,
Hinaus zu Wiese, Berg und Thal —
Kein ander Ross ist dein Rival!

Kneipwirthe zwar und Fuhrmannsseelen,
Als uns ein neuer Weg erdacht,
Erzürnten rings in Zank und Schmählen:
Wir hätten sie ums Brot gebracht.
Ei was, Geduld! denn mit dem Dampfe
Wird Land und Land verbunden sein,
Wird sich der Saat die Erde weihn,
Dass Stein um Stein das Rad zerstampfe!

Friss Haber, Pferd, und schnaufe mal!
Gezäumt, gesattelt! fortgeflogen!
Galopp! durch Brücken und durch Bogen,
Hinaus zu Wiese, Berg und Thal —
Kein ander Ross ist dein Rival!

Auf deiner Stirn der Freiheit Stempel,
Frischauf, frischauf, mein Eisenross!
Denn eines andern Friedens Tempel
Begehrt der Zukunft junger Spross.

Begrabt den Krieg, zerschlagt die Grenzen!
Wir sind es müd, das alte Leid;
„Vergessen der Vergangenheit"
Soll Volk und Volk im Glas kredenzen!

Friss Haber, Pferd, und schnaufe mal!
Gezäumt, gesattelt! fortgeflogen!
Galopp! durch Brücken und durch Bogen,
Hinaus zu Wiese Berg und Thal —
Kein ander Ross ist dein Rival!

Pierre Dupont.

Die Todten.

(1840.)

Erröthen musst du, armes Vaterland!
Wo blieb das Recht, das in des Kampfes Brennen
Der Ahn entrissen einer Mörderhand,
Der Hand von Jenen, die sich Herrscher nennen?
Wenn heut die Todten, ins Gericht zu gehn,
Erstünden all', die Lüge zu zersplittern:
Wie Mancher würde im Gericht erzittern . . .
O, könnten doch die Todten auferstehn!

Vielleicht der Schatten käme Desmoulins',
Gen Himmel weisend, wo sich Wolken thürmen,
Und spräche: „Habt im Schein des Throngeprängs
Ihr schon vergessen der Bastille Stürmen?

Ein Volk von Helden hat uns stark gesehn,
Es fiel . . . sein Fluch herniederblitzt den Schlechten,
Wir fochten — doch ihr solltet weiterfechten!". . .
O, könnten doch die Todten auferstehn!

O Monthyon! verlass den kalten Sarg,
Der uns um deines Geistes Flug betrogen! —
Der unsre Freiheit in der Schande barg,
Den Schurken sieh von Kreuz und Stern umzogen!
Der Reiche prasst, wenn Arme betteln gehn,
Und deine Lehre ward in Staub zerschlagen —
Das Kreuz entreiße, das die Frevler tragen . . .
O, könnten doch die Todten auferstehn!

Der neunte Ludwig — wenn sein heil'ger Leib
Dem Grab entstieg', wo er seit lange modert,
Das Haus zu grüßen, wo das Götterweib
„Gerechtigkeit," ein blut'ger Moloch, lodert;
Wenn er den Dampf vom Hochgericht gesehn:
Der Alte müsste selbst mit Zornesflammen
Die heutige Gerechtigkeit verdammen . . .
O, könnten doch die Todten auferstehn!

Es träte stolz auch zu Barthélemy
Rouget de Lisle, sein Linnentuch zerraufend,
Und donnernd spräch' er: „Nieder auf die Knie!
Du warst ein Proletar, den Geist verkaufend!"
Ihr säht ihn weinen über unsre Wehn,
Den Fluch dem eignen Vaterland erheben,
Sein ewig Lied im Groll dem Winde geben . . .
O, könnten doch die Todten auferstehn!

Die Fahnen all', ersiegt in blut'ger Schlacht,
Damit der Hohn beschenkt die Invaliden,
Sie würden all' aus ihrer Ruh' gebracht,
Entrafft von Geistern Derer, die geschieden.
Und zürnend würden Die gen Himmel flehn,
Das Knie gesenkt an Frankreichs Todtenbahre:
„Der Ruhm, wo blieb er, unsrer dreißig Jahre?"...
O, könnten doch die Todten auferstehn!

O Bossuet, ersteh in deiner Kraft,
Sieh, wie das Brot sich Kirch' und Schule neiden!
Der Glaube balgt sich mit der Wissenschaft —
Wer schändet wohl den Tempel mehr von beiden?
Zu beiden sprich mit deiner Liebe Wehn:
„Du Priester, handle nicht dem Volk entgegen!
Du Lehrer, sei uns Priester allerwegen!" . . .
O, könnten doch die Todten auferstehn!

Vielleicht erstände auch die Julischar
Am Säulenfuß, die Stirn mit offner Wunde:
„Wo ist das Licht, das uns zu Häupten war?
Den Thron zu brechen, sanken wir zum Grunde.
Und heut? — wir müssen um die Lumpen flehn,
Die wir euch jüngst im Kampf geschenkt, im heißen,
Zu gut ist unser Blut, den Thron zu schweißen!"...
O, könnten doch die Todten auferstehn!

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Ein Lied aus dem Volke.

Die ihr das Laster schmeichelnd süß gefeiert:
  Ich weiß, dass ihr auf mich die Pfeile schießt,
Wenn meine Muse euren Stolz entschleiert,
  Der unserm Lied sein goldnes Haus verschließt.
Zurück, zurück, die ihr dem Trug gesungen!
  Ich will mich lagern auf dem Pflasterstein —
  Weihrauch zu opfern, wisset ihr allein —
Lasst gehn mein Lied, aus Bürgerblut entsprungen! . . .
    O Wahrheit! sieh dein Kind, das gläubig kniet —
    Ich bin vom Volk, und ihm gehört mein Lied!

Zum Lob euch meine Feder zu erkaufen,
  Sprach einst ein Mann aus eurem Tross zu mir:
„Vertrau auf uns! Lass deine Bettler laufen —
  Wir bieten Gold und Glück und Ehren dir!"
Was gälten mir wohl eure falschen Ehren?
  Von goldner Pracht sind Glück und Frieden weit —
  Ich liebe mehr der Werkstatt Fröhlichkeit,
Mein Arm und Gott — sie werden mich ernähren! . . .
    O Wahrheit! sieh dein Kind, das gläubig kniet —
    Ich bin vom Volk, und ihm gehört mein Lied!

Drei Tage lang, der Freiheit Glanz zu retten,
  Gab hin sein Blut des Volkes armer Sohn;
Ihr wisst euch sanft im Arm der Macht zu betten,
  Und lügt für einen bald zerbrochnen Thron!

Zeit ist's, in neuen Opfertod gerissen,
  Zu endigen das blut'ge Trauerspiel;
  Ihr hebt den Vorhang nicht, der rauschend fiel —
Doch blickt das Volk schon hinter die Koulissen! . . .
    O Wahrheit! sieh dein Kind, das gläubig kniet —
    Ich bin vom Volk, und ihm gehört mein Lied!

Wann wird das Recht, das ihr verspracht, erscheinen?
  Wo blieb der Themis offnes Heiligthum?
„Gerechtigkeit dem Großen wie dem Kleinen!"
  „Gleichheit!" — Ihr lügt, und hängt dem Mantel drum!
Ob schwach und alt, ob krank und schmerzbeladen —
  Wir richten Jeden, der als Lügner gilt;
  Und macht ihr gleich aus eurem Wappenschild,
Uns zu vernichten, Wall und Barrikaden! . . .
    O Wahrheit! sieh dein Kind, das gläubig kniet —
    Ich bin vom Volk, und ihm gehört mein Lied!

Wir brachten Gold zu eurem Bau in Menge,
  Von uns sind Holz und Stein herbeigerafft!
Mit Stolz betrachtet eure Marmorgänge —
  Unser sind Kuppeldach und Säulenschaft!
Um eure Meister, euren Troß zu lohnen,
  Habt ihr das Volk dem Knechtesdienst geweiht —
  Fahrt immer fort! denn wisst: in künft'ger Zeit
Wird doch das Volk in jenen Schlössern wohnen! . . .
    O Wahrheit! sieh dein Kind, das gläubig kniet —
    Ich bin vom Volk, und ihm gehört mein Lied!

Daſs doch dein Fuß, Tyrann, den Abgrund ſcheue!
Der Pfad des Herrſchens iſt ein dunkler Steig.
Der Himmel, der dem Sünder ſchafft die Reue,
Schuf für die Tugend auch den Blüthenzweig.
Das Leben ſoll auch uns ins Antlitz lachen —
O hört uns an, verlaſſt die blut'ge Spur!
Noch ſchläft das Volk, vertrauend eurem Schwur —
Doch wird es bald aus ſeinem Traum erwachen! . . .
O Wahrheit! ſieh dein Kind, das gläubig kniet —
Ich bin vom Volk, und ihm gehört mein Lied!

Alexis Dalès (aus Metz).

Der Fortschritt.

Ein alter Wandrer, trotzend Sturm und Wettern,
Durchwandl' ich lang' die Welt mit sicherm Tritt;
Mit Noah ging ich aus der Arche Brettern,
Aus der das Volk mit seinen Kön'gen schritt.
Mit Gott allein begann ich meine Runde,
Trotzend dem Tod in meinem ew'gen Lauf,
Herrscher der Welt seit ihrer ersten Stunde —
Vorwärts! die Kön'ge halten mich nicht auf!

Fruchtbare Felder hab' ich viel' gesehen,
Vom Huf zerstampft der Saaten grünes Meer;
Im Kampf der Großen schaut' ich untergehen
Das arme Volk, den wahren Märtyrer.
Verachtet stand ich bei dem Königsmahle,
Die Hand auf des verborgnen Schwertes Knauf,
Segen verbreitend über Berg und Thale —
Vorwärts! die Kön'ge halten mich nicht auf!

Auf meinem Pfad ließ ich das Scepter rollen
Assyr'scher Kön'ge mir zu Füßen tief,
Und sah in Ninus' Stadt, der schätzevollen,
Wie mein Panier das Volk zum Kampfe rief.
Ha, seht in Gluth die Königsburg erblinken,
Die weite Stadt ein wüster Lavahauf!
In Schutt und Staub sah ich die Großen sinken —
Vorwärts! die Kön'ge halten mich nicht auf!

In Hellas schaut' ich Sokrates, den weisen,
Und bot ihm helfend meine Götterhand;
Das Licht Athen's, das alle Völker preisen,
Trug meine Sonnengluth von Land zu Land.
Athen verließ ich, Rom durchflog ich eilend,
Nach Bethlehem beflügelt' ich den Lauf,
Der Liebe Gott dem Erdenrund ertheilend —
Vorwärts! die Kön'ge halten mich nicht auf!

Mein Reich ist dort, wo ihr der Freiheit Samen
Gläubig beschirmt, der Lieb' und Hoffnung voll;
Selbst den ans Kreuz geschlagnen Schächernamen
Schuf ich unsterblich, trotz der Fürsten Groll.
Doch Kreuz und Schwert auch werden einst verenden,
Und mein Panier (die Menschheit schwört darauf!)
Wird sich der Welt als Blüthenkrone spenden —
Vorwärts! die Kön'ge halten mich nicht auf!

Seit lange schon zog ich durchs Rund der Erde
Zahlloser Furchen ew'ge Flammenspur,
Damit der Fürsten Stamm vernichtet werde,
Und frei das Volk auf Berg und Wiesenflur.
Die Völkerschar zum Sonnenball zu heben,
Zertret' ich Kron' und Thron im Siegeslauf,
Dem Menschengeiste bin ich Hauch und Leben —
Vorwärts! die Kön'ge halten mich nicht auf!

Auguste Alais.

Das Märtyrerfest.

(1839.)

Der Tod umdunkelt meiner Freuden Helle
Und heißt mich Liebespflicht erfüllen gehn.
O Thorheit, lass von deiner Narrenschelle
Zu dieser Stunde Trauerfetzen wehn!
Lasst an der Rosen Statt Cypressen treten,
Dass euer Haus ein stiller Friedhof sei,
Ein Sarg, und Kreuz und Skapulier dabei —
Und jedes Lied, es werde zu Gebeten! . . .
Muse der Trauer! sinne Todtem nach —
's ist heut der Märtyrer Gedächtnistag!

Als seine Macht das Kaiserreich verloren,
Entfloh der Adler vor dem Königthum.
Und Marschall Ney, der Frankreich Treu' geschworen —
Wie lohnte man des braven Kämpfers Ruhm?
Ach, ewig schrieb mit ihren Bluteszeichen
Die Fürstenschande der Gesetze Schrift!
Es knackt der Hahn . . . ein Blitz . . . die Kugel trifft —
So muss auch Ney im Schächertod erbleichen! . . .
Muse der Trauer! sinne Todtem nach —
's ist heut der Märtyrer Gedächtnistag!

Die Freude hier, das herbe Leid daneben —
's ist, was man sonst der Götter Rathschluss hieß!
Der Schlechtigkeit den Ehrenkranz zu geben,
Kam ein Bourbone wieder nach Paris.

Er lässt durch seine blutigen Trabanten
Mit Schwert und Blei das Recht entehren schnell,
Und sinken sieht Paris von La Rochelle
Der Söhne vier, die herrlichen Sergeanten! . . .
Muse der Trauer! sinne Todtem nach —
's ist heut der Märtyrer Gedächtnistag!

Als — ach, umsonst! — an Englands weißem Strande
Napoleon ein gastlich Haus gesucht,
Vergaß sein armer Sohn in fremdem Lande
Der Heimat Ruf in seiner Tage Flucht.
Nun mag das Grab von anderm Traum erzählen
Ihm, dessen Wieg' der Seine Fluth umschäumt
Und der so oft vom Pantheon geträumt! —
Es soll in Östreich ja an Gift nicht fehlen . . .
Muse der Trauer! sinne Todtem nach —
's ist heut der Märtyrer Gedächtnistag!

Dann kam ein Tag — wir denken noch der Stunde —
Wo ganz Paris die Trauerflöre trug.
Ein Schlachtenruf ging durch die Weltenrunde!
Es war der Polen letzter Sterbefluch.
Erst noch ein Schrei . . . ein Zucken noch der Lider . .
Dann Alles todt . . . verweht ein Lebenslicht,
Und in der Kammer der Minister spricht:
„Die Ruh' und Ordnung herrscht in Warschau wieder!“. . .
Muse der Trauer! sinne Todtem nach —
's ist heut der Märtyrer Gedächtnistag!

Als Saint-Méry den Bürgerkampf gesehen,*)
Wo Reich und Arm in wildem Hass entbrannt:
Die Helden mussten in den Kerker gehen,
Weil man die Waffen ihrem Arm entwand.
Schafft neue Lieder hinter Schloss und Riegeln,
Gefangne Märtyrer der neuen Zeit,
Und lasst sie fliegen in die Lande weit —
Das Lied vermag kein Henker zu versiegeln! . . .
Muse der Trauer! sinne Todtem nach —
's ist heut der Märtyrer Gedächtnistag!

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

*) Es ist der heldenmüthige Aufstand der Republikaner in Paris am 5. und 6. Juni 1832 gemeint.

Dichterleben.

Lasst ihm seinen Schmerzensgang,
Geht vorüber scheu und eilig!
Träumend, froh und sorgenbang —
Immer ist der Dichter heilig!

Ob der Eltern Schweiß und Noth
Ihn zu niederm Werk verdamme:
Auch im Werktagsstaube loht
Prächtig auf der Dichtung Flamme!
Zu der Brüder kargem Mahl
Bringt er Lust und Liederklingen,
Heißt der Freude goldnen Strahl
In des Armen Seele dringen.

Lasst ihm seinen Schmerzensgang,
Geht vorüber scheu und eilig!
Träumend, froh und sorgenbang —
Immer ist der Dichter heilig!

Ist denn euer Wissenstand
Einzig Gut, der Welt gegeben?
Auch wo seine Wiege stand,
Ließ der Gott die Palme schweben.
Nicht aus finstrer Stirnen Nacht,
Drin verlorne Räthsel kranken: —
Aus des Herzens tiefstem Schacht
Sprießen junge Weltgedanken!

Lasst ihm seinen Schmerzensgang,
Geht vorüber scheu und eilig!
Träumend, froh und sorgenbang —
Immer ist der Dichter heilig!

Schmäht und hudelt ewig nicht
Dichterwerk und Dichterlaunen!
Der ergrimmte Löwe bricht
Aus der Haft — was mögt ihr staunen
Faltet nicht die greise Stirn!
Nur bei muntern Liedestönen
Mag das arme Menschenhirn
Sich mit allem Leid versöhnen!

Lasst ihm seinen Schmerzensgang,
Geht vorüber scheu und eilig!
Träumend, froh und sorgenbang —
Immer ist der Dichter heilig

Keiner Satzung unterthan,
Keines Fürsten Knecht und Schranze,
Sprengt er in die Kämpferbahn,
Nur des Liedes Wehr als Lanze.
Trotz Verbannung, Blei und Strick,
Wird sein Denken sich gestalten —
Weiter schaut sein Adlerblick,
Als wo Krämerhände walten!

Lasst ihm seinen Schmerzensgang,
Geht vorüber scheu und eilig!
Träumend, froh und sorgenbang —
Immer ist der Dichter heilig!

Sinnend hört er und allein,
Wie im Wind die Blätter rauschen,
Horcht dem Finkenschlag im Hain,
Sieht das Reh am Wasser lauschen.
Alle Blumen, die sein Fuß
Niedertrat auf Waldeswegen,
Strahlen aus des Liedes Gruß
Duftig hell dem Volk entgegen.

Lasst ihm seinen Schmerzensgang,
Geht vorüber scheu und eilig!
Träumend, froh und sorgenbang —
Immer ist der Dichter heilig!

Charles Gille.

Schuhflickers Glück.

(1838.)

Glücklich nach seinem Glauben wird ein Jeder —
Ich wusste meines Glückes Schmied zu sein;
Ihr Großen, lasst mich nur bei Pech und Leder,
Mein Glück, mit eurem hat es Nichts gemein.
Kundschaft genug, die Arbeit nimmer scheu' ich,
Spektakel höchstens macht das Weibsgesicht,
Nachher das Weib, zuerst die Sohlen bläu' ich —
Das ist mein Glück, und anders kenn' ich's nicht!

Ich will euch doch, beim Leisten hübsch zu bleiben,
Erzählen, was ich so bei mir gedacht . . .
Zwar bin ich hässlich, gar nicht zu beschreiben,
Doch sie ist eifersüchtig, dass es kracht;
Ja, dass es kracht, dass mir die Sinne duseln! . . .
Wenn ihr der Pfaff den Todtensegen spricht:
Was will ich mich an jenem Tag befuseln —
Das ist mein Glück, und anders kenn' ich's nicht!

Musik und Ball, womit die reichen Laffen
Die Zeit vertändeln, sind doch allzu toll;
Nein, wie vermag man Fröhlichkeit zu schaffen,
Wenn man das Ende nur ergähnen soll?
Hab' ich 'nen Spitz, dass ich nach seitwärts kegle,
Wenn sanft mein Fuß verlor das Gleichgewicht,
Bis untern Tisch um Mitternacht ich segle —
Das ist mein Glück, und anders kenn' ich's nicht!

Aus ihren Schlössern stolz mit ihren Damen
  Kutschieren sie, umringt von Türk' und Mohr;
Ihr Rang, ihr Titel, ihre langen Namen,
  Der Teufel weiß: wo kroch das Zeug hervor?
Hab' ich mein Geld: die Tasche wird es tragen,
  Mein Brot verdien' ich, Speck und Schnaps und Licht,
„Du bist kein Lump!" darf ich mir ruhig sagen —
  Das ist mein Glück, und anders kenn' ich's nicht!

Die Schmierer, seht, für ihre Siebensachen
  Erhalten Kreuze, Ordensband und Ring;
Zwölf Bücher schwer will ich euch Sohlen machen —
  Warum denn mir nicht auch so'n Dingliding?
Potz Sackerlot, wie wollten wir euch äffen,
  Käm' ohne Stiefel 'mal das Staatsgericht . . .
Ich hab' ein Kreuz, doch war ich auch im Treffen —
  Das ist mein Glück, und anders kenn' ich's nicht!

Auf unserm Staub, mit Buttervogelflügeln
  Was soll so'n Stein, so'n dummer Epitaph?
Marmor und Gold auf unsern Todtenhügeln
  Verstörten nur des Friedens stillen Schlaf.
'ne simple Thrän' ist Alles, was wir wollen,
  Nicht wie die Zwiebel sie herunter sticht,
Nein, aus dem Herzen soll die Thräne rollen —
  Das ist mein Glück, und anders kenn' ich's nicht!

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Die Ochsen.

Zwei Ochsen, weiß mit braunen Flecken,
  Hab' ich im Stall, ein prächtig Paar!
Von Ahorn ist der Pflug; der Stecken
  Ein Stechpalmzweig, der Rinde bar.
Es schafft ihr Fleiß, dass grün das Feld mir
  Im Winter, gelb im Herbst erstrahlt;
In einer Woche bringt mehr Geld mir
  Das Paar, als ich dafür bezahlt.

Ach, müsst' ich sie verkaufen:
Eh'r wollt' ich gleich ersaufen;
Wohl lieb' ich sehr mein Weib — doch schüfe größre Noth
Der ihre nicht mir, als der Ochsen Tod.

Ihr seht die Schollen sie durchwühlen,
  Die Furchen ziehend tief und grad,
An Tagen, kalten oder schwülen,
  Ob Regen, ob Gewitter naht.
Und mach' ich Halt mal, um zu trinken:
  Aus ihren Nüstern steigt ein Rauch;
Es setzt auf ihrer Hörner Zinken
  Der Spatz sich hin, der kleine Gauch.

Ach, müsst' ich sie verkaufen:
Eh'r wollt' ich gleich ersaufen;
Wohl lieb' ich sehr mein Weib — doch schüfe größre Noth
Der ihre nicht mir, als der Ochsen Tod.

Stark sind sie wie die Traubenkelter,
Und sanft dabei wie Lämmer doch.
Ein Städter fragt mich jährlich; „Hält Er
Sie noch nicht feil? Der Preis wie hoch?“
Er will, dass sie geschmückt durchwandeln
Am Fastnachtstag die Straßenreihn, —
Dann gar dem Schlachter sie verhandeln!
Schön Dank! sie sind und bleiben mein.

Ach, müsst' ich sie verkaufen:
Eh'r wollt' ich gleich ersaufen;
Wohl lieb' ich sehr mein Weib — doch schüfe größre Noth
Der ihre nicht mir, als der Ochsen Tod.

Wenn einst erwachsen unsre Kleine,
Und wenn dann unsres Königs Sohn
Zur Ehe sie begehrt: ich meine,
Ich gäbe all mein Geld ihm schon;
Doch will zur Mitgift er verlangen
Die Ochsen, weiß und braun gefleckt:
Mein Kind, so lass die Krone hangen,
Die nicht der Ochsen Werth uns deckt!

Ach, müsst' ich sie verkaufen:
Eh'r wollt' ich gleich ersaufen;
Wohl lieb' ich sehr mein Weib — doch schüfe größre Noth
Der ihre nicht mir, als der Ochsen Tod.

Pierre Dupont.

Die Sklavenkette.

O Freiheit, Männerwort! Freiheit, du süßes Träumen,
Das sechs Jahrtausende ins Leben nicht geweckt! —
Willst du nicht länger, Volk, den Siegestag versäumen,
So gieb, dass Keiner mehr nach Brot die Hände streckt!
Solange du von Land zu Lande mit Gewimmer
Der Armuth Kette trägst, der Schmähung Sklavenblei:
So lang von Freiheit rede nimmer —
Denn Armuth, ach, ist Sklaverei!

Wie mürrisch gehst du, Mann, im Schwarme der Rekruten?
Zu deinem Herde glaubt' ich längst dich heimgekehrt. —
„Für eines Wuchrers Sohn dien' ich mit Zornesgluthen,
Mich zu verkaufen hat die grimme Noth gelehrt“. . .
Du, nach der Jugend Flucht gesellt dem Waffenschimmer,
Um schnödes Gold die Brust dem Tode bietend frei:
O rede mir von Freiheit nimmer —
Denn Armuth, ach, ist Sklaverei!

„Ich ließ mein stilles Dorf, den Wald, die grünen Felder,
Weil mich zu seinem Dienst ein Höfling jüngst entbot;
Zuweilen klag' ich wohl um meine freien Wälder,
Doch hab' ich nun, das einst gemangelt mir, das Brot“. . .
Wenn du — ein Sklav — gebannt in dein Bedientenzimmer
Der Knechtschaft Siegel trägst, des Mächtigen Livrei:
O rede mir von Freiheit nimmer —
Denn Armuth, ach, ist Sklaverei!

„Steh, Wandrer, steh! ich will mit Liebesgruß dich grüßen,
Erbarmen meiner Noth, die oft des Schmerzes pflag!
Ich darbte — ich war schön — und bald zu meinen Füßen,
Wie eine finstre Kluft, angähnte mich die Schmach.“
Weib, das zur Sünde lockt um bunten Goldes Flimmer,
Weib, dessen Scham erstarb in ihrer Jugend Mai:
O rede mir von Freiheit nimmer —
Denn Armuth, ach, ist Sklaverei!

In seinen Lumpen weiß gar wohl, dass er gebunden,
Der Arme, wenn gebückt er vor Palästen steht;
Nur in der Arbeit wird das Gleichgewicht gefunden,
Wenn ewig schwankend heut des Rechtes Wage geht.
Solange Reich und Arm, im Kampf geschieden, immer
Sich wild befehdend stehn in trotz'ger Waffenreih':
So lang von Freiheit rede nimmer —
Denn Armuth, ach, ist Sklaverei!

Pierre Lachambeaudie.

Das Grab.

(1843.)

Mögt immer ihr für glaubenslos mich halten,
Weil sich mein Herz von manchem Wahn befreit;
Trotz eurem Lied, drin fromme Geister walten —
Ich glaube nicht das Wort: „Unsterblichkeit!"
O jubelt heut! Vielleicht, es naht schon morgen
Der Schnitter „Tod," sein Erntefeld zu mähn;
Reichthum und Macht, Hoffnung und Liebessorgen —
Im Grab muſs alles Irdische verwehn.

Ihr hinterlasst, vertauchend Well' auf Welle,
Als stumme Klagen Kreuz und Monument;
Es tritt ein Stein an eines Menschen Stelle . . .
Und wär' es Das, was ihr „unsterblich" nennt?
Sobald dem Leib der Seele Hauch entflogen,
Wird auch die Hülle schnell vermodern gehn;
Von Blumen wird die Schlummerstatt umzogen —
Im Grab muſs alles Irdische verwehn.

„Was wird denn unser Geist?" so hör' ich fragen;
Trotz jedem Wahn — er steigt mit uns hinab.
Erst kommt ein Weib, ein Kind vielleicht, zu klagen,
Und betet still an des Geliebten Grab . . .
Die Todtenschrift mit ihrem goldnen Scheine
Wird bald geschwärzt im Marmorgrunde stehn,
Dann lagert sich Vergessen auf dem Steine —
Im Grab muſs alles Irdische verwehn.

Du junges Kind in deiner Schönheit Prangen,
Vergiſs im Rausch der Freudenstunde nicht,
Daſs einen Kranz die Tugend nur empfangen,
Der leicht bei einem Liebeskuſs zerbricht.
Sahst du ihn je von deiner Stirn entschwinden,
O hoffe Nichts, vergebens wirst du spähn,
Du wirst ihn nimmer selbst im Grabe finden —
Im Grab muſs alles Irdische verwehn.

Wie! von Gerechtigkeit hör' ich euch sprechen? . . .
Habt ihr die Märtyrer vergessen schon,
Die, ach! durch euren Urtheilsspruch, den frechen,
Den Tod gefunden als der Tugend Lohn?
Wer hat in neuer Gluth ihr Auge lodern,
Wer blutig sie dem Grund entsteigen sehn?
Wann kamen sie, Gerechtigkeit zu fodern? —
Im Grab muſs alles Irdische verwehn.

Genießt, das einzig euch bekannt, das Leben —
Ihr wisst ja nicht, was hinterm Strande liegt;
Von nächt'gem Schleier ist der Tod umgeben,
Den keines Erdgebornen Blick durchfliegt!
Nichts kam, den finstern Zweifel aufzuklären,
Darin die Herzen rings gefangen gehn;
Wahr kann sich nur das Mögliche bewähren —
Im Grab muſs alles Irdische verwehn.

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Ein Kind aus dem Volke.

(1846.)

Wer sah nicht einmal lustumfangen
Vorüber wandeln leicht und schnell
Ein Kind, mit Lumpen schlecht behangen,
Ein Antlitz, frischer als der Quell?
Wer sah nicht an des Abgrunds Rande,
Darinnen Schmerz und Sünde wacht,
Ein Opfer knien im Abendbrande,
Das schöner als die Blüthenpracht?

Du Vöglein, aus dem Nest getrieben,
Herz, das ein liebend Herz erfleht,
Blum', ohne Sonnenschein geblieben:
Wo ist's, dass deine Wiege steht?

O Gott, wie muss die Arme leiden!
Die Haut entfärbt des Elends Graun;
Einst war sie weich wie Sammt und Seiden,
Nun ward sie hässlich, hart und braun.
Des Staubes lästige Beschwerde,
Der Stein, darauf sie wandeln muss,
Und jedes böse Gift der Erde
Verletzt der weißen Schönheit Fuß.

Du Vöglein, aus dem Nest getrieben,
Herz, das ein liebend Herz erfleht,
Blum', ohne Sonnenschein geblieben:
Wo ist's, daſs deine Wiege steht?

Und wenn ihr auch die Schönheit bliebe,
Die leicht der Armuth Gram zerbricht:
Ihr Lenz ist drum nicht minder trübe,
Und, ach, ihr Morgen schöner nicht!
Es heften Vipern sich und Nattern
An ihrer flücht'gen Ferse Saum,
Und böse Nachtgewölke flattern
In ihres Jugendhimmels Traum.

Du Vöglein, aus dem Nest getrieben,
Herz, das ein liebend Herz erfleht,
Blum', ohne Sonnenschein geblieben:
Wo ist's, daſs deine Wiege steht?

O, mög' an deines Hüttchens Schwelle
Der Unschuld Engel Wache stehn,
Und mögst du bei der Kerzen Helle
Dir lieber roth die Augen sehn;
Mögst du mit Thränen lieber netzen
An jedem Tag dein schwarzes Brot,
Als dich dem Geier auszusetzen,
Der Tod der schwachen Liebe droht!

Du Vöglein, aus dem Nest getrieben,
Herz, das ein liebend Herz erfleht,
Blum', ohne Sonnenschein geblieben:
Wo ist's, daſs deine Wiege steht?

Ein Mädchen, das die Seele traurig
Um Silber schmiegt ins Sklavenjoch,
Schafft einen Herbst sich, kalt und schaurig,
Und einen Winter, trüber noch.
Sobald der Schönheit Glanz entflogen,
Zerstiebt wie Spreu die Jünglingsschar —
Dann glaubt die Arme sich betrogen,
Und Thau benetzt ihr Wangenpaar.

Du Vöglein, aus dem Nest getrieben,
Herz, das ein liebend Herz erfleht,
Blum', ohne Sonnenschein geblieben:
Wo ist's, dass deine Wiege steht?

Doch wer bewahrt der Unschuld Hülle
Vor jeder frechen Räuberhand,
Ist heilig, und in Liebesfülle
Grüßt ihn der Herr vom Himmelsrand.
Belohnt wird Genovefens Treue,
Sie sinkt in des Geliebten Arm,
Die Maid von Orleans aufs Neue
Bricht siegend in der Feinde Schwarm!

Du Vöglein, aus dem Nest getrieben,
Herz, das ein liebend Herz erfleht,
Blum', ohne Sonnenschein geblieben:
Wo ist's, dass deine Wiege steht?

Kind aus dem Volk, geliebte Schwester,
Die leiden muss im Jugendglanz,
Doch in dem Kampfe fest und fester
Bewahrt der Tugend Blüthenkranz:

Einst kommt dein Reich mit Lust und Kosen,
Zerbrochen rollt die Fessel hin,
Und krönen wird mit Myrt' und Rosen
Die Liebe dich als Königin.

Du Vöglein, aus dem Nest getrieben,
Herz, das ein liebend Herz erfleht,
Blum', ohne Sonnenschein geblieben:
Wo ist's, dass deine Wiege steht?

Pierre Dupont.

Die Geier.

(1843.)

Dem Fortschritt Dank — kein Feld in unsern Tagen,
Wo nicht ein wilder Schlachtenruf erschallt!
Seht, wie sie rings das Menschenrecht zerschlagen,
Missachtend roh des Lieblichen Gewalt!
Dem Schwachen Nichts — ihm bleibt der Schmerz zu eigen,
Dem Starken Alles: Macht und Herrschergut —
Ihr kleinen Vögel, flieht von euren Zweigen,
Und fürchtet still den Ruf der Geierbrut!

Wähnt, Künstler, nicht, dass eure Harmonieen,
Ein sanfter Strom, durchfluthen unsre Brust:
Uns zu entzücken, müssen Melodieen
Aufjauchzen hell in trunkner Sinnenlust.

Die Trommel dröhne, und zum Hörnerreigen
Einfalle wild der Instrumente Wuth —
Ihr kleinen Vögel, flieht von euren Zweigen,
Und fürchtet still den Ruf der Geierbrut!

Zerbrecht die Harfen, gottentsprungne Dichter,
Erzittern lassen müsst ihr heut die Welt!
Löscht selber aus die goldnen Himmelslichter,
Die unsrer Herzen dunkle Nacht erhellt!
Ach, euer Lied, es muss verklingend schweigen,
Wenn durch die Länder raucht des Hasses Gluth —
Ihr kleinen Vögel, flieht von euren Zweigen,
Und fürchtet still den Ruf der Geierbrut!

Du junges Kind, im Kampfe rein geblieben,
Das Roth der Scham lass von der Wange wehn!
Zehn Männer musst an einem Tag du lieben,
Und in der Hand die Cigarette drehn!
Der Kankan weiß die Glieder schön zu zeigen,
Vorquillt im Tanz der weißen Brüste Fluth —
Ihr kleinen Vögel, flieht von euren Zweigen,
Und fürchtet still den Ruf der Geierbrut!

Gefangne Märtyrer des Freiheitdranges,
Euch liebt das Volk — doch auf den Knieen nur!
Man wehrt euch selbst die Wonne des Gesanges,
Den Sonnenschein der theuren Heimatflur!
Mögt ihr das Haupt auf eure Kette neigen,
Das nimmermehr am Mutterherzen ruht —
Ihr kleinen Vögel, flieht von euren Zweigen,
Und fürchtet still den Ruf der Geierbrut!

Gustave Leroy, Nähkastenarbeiter.

Gleichheit.

Ihr sprecht zu uns, allmächt'ge Herrn der Erde,
  Nichts gelte neben euch der Proletar.
Was schlagt ihr ihn mit stolzer Machtgebärde,
  Und raubt ihm seine Bürgerrechte gar?
Gesteht, die ihr als Sklaven uns gehalten:
  Wo nur ein Kind erblickt das Licht der Welt,
Arm oder reich — es kann sich groß entfalten . . .
  Ihr seht's, Gott will, dass Alle gleichgestellt!

Herrscher der Welt! entgegnet unsern Klagen:
  Warum denn stets verachten unsern Ruf?
Wollt ihr den Geist in uns zu Grabe tragen,
  Uns, die aus gleichem Stoff ein Gott erschuf?
Nein! uns wie euch — das Alter schafft uns Beiden
  Ein Haupt, von winterlichem Schnee erhellt;
Arm oder reich — Dasselbe müsst ihr leiden . . .
  Ihr seht's, Gott will, dass Alle gleichgestellt!

Der Sonne Dank — es trug auf unsern Reben
  Noch jedes Jahr der Weinstock neue Frucht;
Im goldnen Wein hat Licht und Lust und Leben
  Der arme, wie der reiche Mann gesucht.
Doch auch der Wein umnebelt die Gedanken,
  Wenn ohne Maß euch seine Fluth gefällt!
Arm oder reich — bald wird der Sinn euch schwanken . . .
  Ihr seht's, Gott will, dass Alle gleichgestellt!

Das Weib versteht durch seine süße Milde,
  Durch seinen Reiz zu fesseln jedes Herz;
Wir trotzen lächelnd unter Amor's Schilde
  Des Lebens Sturm in Lust und Liebesscherz.
Und wenn der Jüngling unter Myrtenbäumen
  Sein süßes Liebchen froh im Arme hält:
Arm oder reich — es ist dasselbe Träumen . . .
  Ihr seht's, Gott will, dass Alle gleichgestellt!

In blut'ger Schlacht, wo um das Haupt des Kriegers
  Mit dunklem Blatt die Lorberkrone weht,
Wo unterm Tritt des allgewalt'gen Siegers
  Der Todesengel seine Garben mäht —
Ob Kreuz und Stern an deiner Wiege lachten,
  Ob du, ein Bettler, wandelst über Feld:
Arm oder reich — Nichts hemmt das Blei der Schlachten . . .
  Ihr seht's, Gott will, dass Alle gleichgestellt!

Arm oder reich — o hört auf meine Worte!
  Bedenkt es wohl, dass einst der Tag ersteht,
Wo sich vor euch erschließt die dunkle Pforte,
  Und wo der Geist vor seinen Richter geht!
Bedenkt es wohl: er ist ein strenger Richter,
  Arm oder reich — dein Urtheil ist gefällt!
Den Stab des Zorns selbst über Kön'ge bricht er . . .
  Ihr seht's, Gott will, dass Alle gleichgestellt!

Gustave Paroisse.

Das Hochzeitsfest.

(1839.)

Ticke tock teng teng, Maclou sich vermählet,
Ticke tock teng teng, alle Sorgen fliehn!
Ticke tock teng teng, hat ein Weib erwählet —
Ticke tock teng teng klingt das Tambourin!

Seit wir gesehn die Sonne erscheinen,
Rüstet ein Jeder sein festlich Gewand.
Jeglicher Glück ist die Freude des Einen —
Anders denkt man in unserem Land!

Ticke tock teng teng, Maclou sich vermählet,
Ticke tock teng teng, alle Sorgen fliehn!
Ticke tock teng teng, hat ein Weib erwählet —
Ticke tock teng teng klingt das Tambourin!

Seht das Gefolg, das zum Maire sich begeben,
Wiedererkennen und Grüße und Knix,
Denket der Maire: „O du lustiges Leben!“
Dann unterzeichnen sie fröhlichen Blicks.

Ticke tock teng teng, Maclou sich vermählet,
Ticke tock teng teng, alle Sorgen fliehn!
Ticke tock teng teng, hat ein Weib erwählet —
Ticke tock teng teng klingt das Tambourin!

Jetzt nach der Kirche sie gehn mit Geflüster —
Himmel! was macht so wilden Skandal?
Glockengeläut! und der trunkene Küster
Ras't auf der Orgel und tritt das Pedal.

Ticke tock teng teng, Maclou sich vermählet,
Ticke tock teng teng, alle Sorgen fliehn!
Ticke tock teng teng, hat ein Weib erwählet —
Ticke tock teng teng klingt das Tambourin!

Und vor dem Paare, das Bänder verzieren,
Wandelt ein dicker, gemästeter Pfaff;
Famulus dann, Chorknaben marschieren,
Wie der Soldat bei Hörnergeblaff.

Ticke tock teng teng, Maclou sich vermählet,
Ticke tock teng teng, alle Sorgen fliehn!
Ticke tock teng teng, hat ein Weib erwählet —
Ticke tock teng teng klingt das Tambourin!

Sucht der Pastor die kupferne Brille,
Denn so oft seit des Tages Beginn
Hat er den Meßkrug geleert in der Stille,
Daß ihm, statt „Jesus," ein „Bacchus" im Sinn.

Ticke tock teng teng, Maclou sich vermählet,
Ticke tock teng teng, alle Sorgen fliehn!
Ticke tock teng teng, hat ein Weib erwählet —
Ticke tock teng teng klingt das Tambourin!

Vorne die Braut auf dem Esel, dem grauen,
 Maclou dahinter — das Eselein hüpft!
Ach, Marianne, ein Jeder kann schauen,
 Dass überm Knie du das Strumpfband geknüpft!

Ticke tock teng teng, Maclou sich vermählet,
 Ticke tock teng teng, alle Sorgen fliehn!
Ticke tock teng teng, hat ein Weib erwählet —
 Ticke tock teng teng klingt das Tambourin!

Maclou, geputzt im schönsten Gewande,
 Trägt vor der Brust von Blumen den Strauß;
Wackelt sein Hut mit verbogenem Rande,
 Säße gern fest, doch wird Nichts daraus.

Ticke tock teng teng, Maclou sich vermählet,
 Ticke tock teng teng, alle Sorgen fliehn!
Ticke tock teng teng, hat ein Weib erwählet —
 Ticke tock teng teng klingt das Tambourin!

Eselein brüllt, und belfert ein Hündlein,
 Orgel erbraust, und der Böller sagt Krack!
Maclou giebt schmatzend Mariannen ein Mündlein —
 Jeder pfeift nach seinem Geschmack.

Ticke tock teng teng, Maclou sich vermählet,
 Ticke tock teng teng, alle Sorgen fliehn!
Ticke tock teng teng, hat ein Weib erwählet —
 Ticke tock teng teng klingt das Tambourin!

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Die Zukunft.

Warum bestimmen nach vergangner Schmach
Der Hoffnung Glück, der Zukunft goldnen Tag?
Stolz auf die Gegenwart, sollt ihr durch Schmerz und Thränen
Ein schöner Morgenroth der freien Welt ersehnen —
Denn uns nach Kampf und Leid
Gehört die künft'ge Zeit!

Vergebens, sagt ihr, schritt die Menschheit fort,
Wenn morgen sie bezwingt ein Herrscherwort.
Doch nein! ihr lasst umsonst der Dummheit Banner fliegen,
Ein zweiter Omar wird dem Gutenberg erliegen —
Denn uns nach Kampf und Leid
Gehört die künft'ge Zeit!

Du Priester, dessen Gott den Hass begehrt,
Klag immerhin, dass stumpf des Glaubens Schwert!
Ein jeder Stern erlischt, wenn seine Pracht vergangen,
Und nur die Liebe kann die Herzen heut umfangen —
Denn uns nach Kampf und Leid
Gehört die künft'ge Zeit!

Mein Vaterland! o nimmer, deine Macht
Durch Blut zu mehren, wieder sei bedacht!
Unfruchtbar macht das Blut der Erde blum'ge Matten,
Mit deinem Lorber sollst du eine Welt beschatten —
Denn uns nach Kampf und Leid
Gehört die künft'ge Zeit!

Doch — redet ihr — des Ruhmes frischer Quell
Versandet in des Friedens Dunkel schnell.
Wie! könnt' im Streite nur für uns der Ruhm erglühen?
Er wird durch Fleiß und Kunst in besserm Sieg erblühen —
Denn uns nach Kampf und Leid
Gehört die künft'ge Zeit!

Ja, predigt nur der Zwietracht eitlen Sieg,
Und jenen Frieden, schlimmer als der Krieg!
Wir werden — muss es sein — auch in der Schlacht euch finden,
Und Friedensrosen um die Kriegespalme winden —
Denn uns nach Kampf und Leid
Gehört die künft'ge Zeit!

Gefangner Riese, den die Fessel band,
Man sagt dich todt, mein großes Vaterland!
Doch sieh, dein Henker wird erliegen bald den Pfeilen,
Noch blieb gesund das Herz und wird die Wunde heilen —
Denn uns nach Kampf und Leid
Gehört die künft'ge Zeit!

Du Schwätzer, der mit fremdem Prunke gleißt,
Erloschen, sagst du, sei bei uns der Geist?
Ihr Thoren! ewig trägt die Welt des Geistes Stempel,
Und nicht mit Griechenland zerfiel der Künste Tempel —
Denn uns nach Kampf und Leid
Gehört die künft'ge Zeit!

Ein Volk, das ihr bezwungen schon geglaubt,
Erhebt auf Trümmern sein Rebellenhaupt!
Wenn ihr Vergangnes ehrt: dem Heute sollt ihr leben,
Und jubelnd auf den Schild die Gegenwart erheben —
Denn uns nach Kampf und Leid
Gehört die künft'ge Zeit!

Auguste Jolly.

Kriegers Heimkehr.

(1836.)

Erinnerung aus meiner Heimat Thalen,
So muss dich nun der Wind verwehn?
Du meiner Jugend Glück in Lust und Qualen,
Leb wohl auf Nimmerwiedersehn!

Zwei arme Krieger schauen
Hinab von Berges Rand
Im ersten Morgengrauen
Aufs sommergrüne Land.
Der Eine denkt mit Sehnen,
Wie fern die Woge zieht,
Der Andre singt in Thränen
Ein trübes Klagelied:

„Erinnerung aus meiner Heimat Thalen,
So muss dich nun der Wind verwehn?
Du meiner Jugend Glück in Lust und Qualen,
Leb wohl auf Nimmerwiedersehn!

„Gesunken ist die Linde,
An der ich oft gelauscht,
Daraus im Abendwinde
Mir süß ein Lied gerauscht.
Auf dieser Bank von Steinen,
Die Moosgeflecht umspinnt,
Empfing ich einst mit Weinen
Den Muttersegen lind.

„Erinnerung aus meiner Heimat Thalen,
So muss dich nun der Wind verwehn?
Du meiner Jugend Glück in Lust und Qualen,
Leb wohl auf Nimmerwiedersehn!

„Ach, fern an jenem Laube
Erblick' ich dort gen West
— Sie fiel zu Asch' und Staube! —
Der Elternhütte Rest.
Und dieses Kreuz am Walde,
Beglänzt vom Sonnenschein —
Es schließt auf stiller Halde
Den Staub des Vaters ein!

„Erinnerung aus meiner Heimat Thalen,
So muss dich nun der Wind verwehn?
Du meiner Jugend Glück in Lust und Qualen,
Leb wohl auf Nimmerwiedersehn!

„Horch! Cymbeln dort und Pfeifen
Und lust'ger Hörnerschall —
Vielleicht, die Schnitter schweifen
Hinaus zum Ernteball.

Es fliegen die Standarten — —
Das war ein Hochzeitslaut!
O Gott! sie mag nicht warten:
's ist meine eigne Braut!

„Erinnerung aus meiner Heimat Thalen,
So muſs dich nun der Wind verwehn?
Du meiner Jugend Glück in Lust und Qualen
Leb wohl auf Nimmerwiedersehn!

„Den Kaiser liebt noch immer
Des Kriegers treues Herz;
Wir theilten seinen Schimmer —
Wir theilen seinen Schmerz.
Sein Stern ist untergangen,
Der einst gen Himmel stieg,
Der Kaiser ist gefangen,
Und wir?“ . . . Die Lippe schwieg.

Erinnerung aus meiner Heimat Thalen,
So muſs dich nun der Wind verwehn?
Du meiner Jugend Glück in Lust und Qualen,
Leb wohl auf Nimmerwiedersehn!

Den Trauerplatz verlassen
Die Krieger der Loire.
Weiß nicht, wohin den Blassen
Der Weg bereitet war;
Weiß nimmer, wo vernommen
Ihr Ohr den Trauersang,
Der, mir ins Herz gekommen,
Vom Berge wiederklang:

„Erinnerung aus meiner Heimat Thalen,
So muſs dich nun der Wind verwehn?
Du meiner Jugend Glück in Lust und Qualen,
Leb wohl auf Nimmerwiedersehn!“

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Der Wilde.

(1846.)

Müd, einsam zu genießen und zu leiden,
Lenkt' ich den Schritt, von Liebeslust beschwingt,
Auf jene Pfade, die die Welt durchschneiden,
Davon uns keiner, ach! zum Heile bringt.
Ich sah der Städte goldnen Flitter prangen,
Die Haft, darin der Mensch, mein Bruder, lebt,
In kaltem Stein, dem Sonnenlicht verhangen,
Der sich gespenstig in die Wolken hebt.

Wann, o Natur! wann darfst du schauen
Vereinigt deiner Kinder Zahl
— Ein fröhlich Volk — ihr Hüttchen bauen,
Soweit erglänzt der Morgenstrahl?

Wie muſs ich, Bruder, dein Geschick beklagen!
So dumpf und schwül ist deine Lebensluft;
In deiner Brust mit Hast die Pulse schlagen,
Da stets ein finstrer Plan zur That dich ruft!

Der Geist, der aus der Woge spricht am Strande,
Er gilt dir minder, als ein Körnchen Gold;
Du beugst dich als dem Weltengeist dem Sande,
Der trüb in meiner Heimatwelle rollt.

Wann, o Natur! wann darfst du schauen
Vereinigt deiner Kinder Zahl,
— Ein fröhlich Volk — ihr Hüttchen bauen,
Soweit erglänzt der Morgenstrahl?

Ein welkes Blatt, der Lüfte Spiel gegeben,
Irrt ohne Ziel dein Lieben durch die Welt;
Ein Wittwenstand, ein trüber, ist dein Leben,
Drin nur als Blitz das Glück die Nacht erhellt.
Ach, weißt du nicht, dass du auf dieser Erden,
Um selbst zu leben, lieben musst zu Zwein?
Es soll ein jeder Mensch dein Bruder werden,
Und jede Fessel heut zerrissen sein!

Wann, o Natur! wann darfst du schauen,
Vereinigt deiner Kinder Zahl
— Ein fröhlich Volk -- ihr Hüttchen bauen,
Soweit erglänzt der Morgenstrahl?

Die Welt ist groß! — Wie in der Jugend Wonne
Die Liebe braust in stolzer Flammenkraft,
Und wie die Rebe gährt in ihrer Tonne:
So kocht im Erdenschoß der Feuersaft.
Sie spendet Flachs, um Alle zu bekleiden,
Für Alle reift sie ihre goldne Frucht,
Für eine Welt, die, müd der ew'gen Leiden,
Umsonst sich heut im Kampf zu opfern sucht.

Wann, o Natur! wann darfst du schauen
Vereinigt deiner Kinder Zahl
— Ein fröhlich Volk — ihr Hüttchen bauen,
Soweit erglänzt der Morgenstrahl?

Der Tag bricht an, die Nebel zu zertheilen,
Die lang' umnachten unsern Blick gemusst;
Der Geist beschwingt sich mit des Lichtes Pfeilen,
Ein neuer Glaube flammt in junger Brust!
Der Schiffer steuert muthig auf die Wogen,
Die Furche schneidend durch die Wasserbahn,
Und, nimmer von der Sterne Glanz betrogen,
Vertraut der Nadel er den schwanken Kahn.

Wann, o Natur! wann darfst du schauen
Vereinigt deiner Kinder Zahl
— Ein fröhlich Volk — ihr Hüttchen bauen,
Soweit erglänzt der Morgenstrahl?

Das Meer, die Luft, das Feuer — flücht'ge Renner,
Aufschäumend wild und knirschend ins Gebiss —
Befreien rings die Welt, und freie Männer
Verbünden sich, der Siegeslust gewiss.
Ach, dieser Weltentag, er käme morgen,
Wenn wir vermählten in der Liebe Gluth:
Ihr — des Gedankens ruhmgekrönte Sorgen,
Und wir — den Arm, gefärbt mit Löwenblut!

Wann, o Natur! wann darfst du schauen
Vereinigt deiner Kinder Zahl
— Ein fröhlich Volk — ihr Hüttchen bauen,
Soweit erglänzt der Morgenstrahl?

Es kommt die Zeit, da jeder Schmerz zu Ende,
Der Krieg, der Hunger und die letzte Noth!
Reicht euch zum Kampf, im Bruderbund die Hände,
Und eure Fahnen mischt im Morgenroth!
Verliebte Kinder, krönt das Haupt mit Rosen,
Ihr Künstler, brecht das frische Lorberreis!
Kein Hassen mehr, kein Groll und Schwertestosen,
Gen Himmel einzig führt der Liebe Gleis!

Wann, o Natur! wann darfst du schauen
Vereinigt deiner Kinder Zahl
— Ein fröhlich Volk — ihr Hüttchen bauen,
Soweit erglänzt der Morgenstrahl?

Pierre Dupont.

Woran sie denkt?

(1838.)

Auf deiner Stirne schon die Falten,
Von Trauer bleich dein Angesicht —
O kannst du nicht die Thräne halten,
Die schmerzend dir vom Auge bricht?
Die Sichel ruht am Wiesenraine,
Und trüb ist deiner Augen Pracht. . .
Die Hand aufs Herz, du liebe Kleine,
Und sprich: woran dein Herz gedacht?

Du ruhst im Laub . . . die Sinne schwanken . . .
O sieh, dein schöner Fuß zerbricht
Ein schuldlos Blümchen in Gedanken,
Ein liebliches Vergißmeinnicht.
Beleidigt deinen Blick der seine
Mit stillverborgner Friedenspracht? —
Die Hand aufs Herz, du liebe Kleine,
Und sprich: woran dein Herz gedacht?

Horch, Trommelschlag! Es ruft die Fahne
Ins Feld Sergeanten und Rekrut —
Dein Herz erbebt in heißem Wahne,
Und heller strahlt der Wangen Gluth.
Vom Auge perlt in lichtem Scheine
Der Thau . . . die Trommel ruft zur Schlacht —
O sage Nichts, du liebe Kleine:
Ich weiß, woran dein Herz gedacht!

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Der Apostel an den König der Franzosen.

(1841.)

Wohin, mein dämmernd Aug' zu blenden,
Begeistrung, trägst du mich empor?
Dem Himmel will ich neu entwenden
Die Gluth, die Todte einst beschwor.
Ich will mit lichtgefeiten Waffen
Befrein der Erde Prachtgefild,
Aus Schemen will ich Menschen schaffen,
Aus Sündigem ein Heil'genbild.

Hört den Friedensschall
Aus der Wüste klingen;
Berg' und Thäler singen
Froh im Wiederhall.
Weltversöhnung künden
Töne, voll und weich,
Und die Menschen gründen
Hier ein Himmelreich.

Ich will's! die Woge sei beschworen!
Und Götter lächeln meiner Bahn.
Unlängst im Haufen noch verloren,
Wuchs ich zum Riesen jetzt heran.
Ich sprech' — und alle Herzen beben,
Ich singe — schau, der Arme lacht,
Ich schreite vor — die Völker heben
Des Lichtes Banner durch die Nacht!

Hört den Friedensschall
Aus der Wüste klingen;
Berg' und Thäler singen
Froh im Wiederhall.
Weltversöhnung künden
Töne, voll und weich,
Und die Menschen gründen
Hier ein Himmelreich.

Ich rede mit Prophetenworten
Ein Lied zu Gottes Preis und Ruhm,
Und donnernd öffnen sich die Pforten
Zum langverschlossnen Heiligthum.
Erglühn in einem Opferliede
Von tausend Herzen soll der Brand;
Vorwärts in festgeschlossnem Gliede,
Der Weise hoch, der Ignorant!

Hört den Friedensschall
Aus der Wüste klingen;
Berg' und Thäler singen
Froh im Wiederhall.
Weltversöhnung künden
Töne, voll und weich,
Und die Menschen gründen
Hier ein Himmelreich.

Die Völker hoch, und hoch die Fürsten,
Der Reiche wie der Bettlersmann!
Der Jüngling hoch im Wissensdürsten,
Und hoch des Alters stille Bahn!

Die Männer hoch, und hoch die Frauen,
Hoch Kraft und Schönheit allezeit!
Hoch Geist und Leib, im Bund zu schauen,
Und dreimal hoch die Menschlichkeit!

Hört den Friedensschall
Aus der Wüste klingen;
Berg' und Thäler singen
Froh im Wiederhall.
Weltversöhnung künden
Töne, voll und weich,
Und die Menschen gründen
Hier ein Himmelreich.

Ein Bruderbund die Nationen!
So will es liebend die Natur.
Das Elend gilt es zu entthronen,
O, folgt des Glückes heitrer Spur!
Der Geist in reiner Lichtvollendung
Erklingt wie Sphärenmelodie;
Die Einheit ist des Menschen Sendung,
Der Himmel Sendung: Harmonie.

Hört den Friedensschall
Aus der Wüste klingen;
Berg' und Thäler singen
Froh im Wiederhall.
Weltversöhnung künden
Töne, voll und weich,
Und die Menschen gründen
Hier ein Himmelreich.

Es zeugen Erde, Luft und Meere
— Ein nimmerdar gealtert Buch, —
Dass uns die bittre Zeit der Lehre
Vorüberging im Zeitenflug.
Viel' Zungen machen tausendkehlig
Ein Weltgeheimnis offenbar,
Und tausend Worte lösen selig,
Was lang ein schmerzlich Räthsel war.

Hört den Friedensschall
Aus der Wüste klingen;
Berg' und Thäler singen
Froh im Wiederhall.
Weltversöhnung künden
Töne, voll und weich,
Und die Menschen gründen
Hier ein Himmelreich.

Prometheusfunke, gottentsprühend,
Du bist ein Fluch, ein Segen du,
Ein Feuer, wärmend oder glühend,
Bist Gift und Gegengift dazu!
Dich nenn' ich Christ im Ölbergsthale,
Nero und Sokrates zugleich,
Lukull beim schwelgerischen Mahle,
Im Lichte Herr, im Schattenreich!

Hört den Friedensschall
Aus der Wüste klingen;
Berg' und Thäler singen
Froh im Wiederhall.

Weltversöhnung künden
Töne, voll und weich,
Und die Menschen gründen
Hier ein Himmelreich.

Empfaht des Himmels Götterfunken,
Der Hass und Schmerz um Liebe tauscht,
Wenn morgen schon begeistrungstrunken
In jedes Herz der Jubel rauscht!
Schon hör' ich die Posaune schallen,
Die Gräber bersten, Schuss auf Schuss:
Es bleibt der Mensch — die Schemen fallen,
Sein Tuch entsinkt dem Lazarus!

Hört den Friedensschall
Aus der Wüste klingen;
Berg' und Thäler singen
Froh im Wiederhall.
Weltversöhnung künden
Töne, voll und weich,
Und die Menschen gründen
Hier ein Himmelreich.

Jean Journet.

Den Kindlein!

(1839.)

Ihr Kinder lieb in eurer Jugend Prangen,
Wie Liljen weiß, wie schmucke Röslein roth,
Der Zug der Unschuld spielt um eure Wangen,
Drauf noch der Kuss der Freudensonne loht!
Ach, dass auch Schlangen aus der Brust sich heben! —
Ich will euch warnen vor des Künft'gen Schein,
Denn eine Galgenfrist ist euch das Leben . . .
Schuldlose Kinder, bliebt ihr ewig klein!

Ihr werdet groß! Euch trifft zu glühndem Brande
Der Liebesgott mit seiner Pfeile Schuss,
Vernunft und Ehr' im züchtigen Gewande
Vergesst ihr all' um einen Liebeskuss.
Doch jener Kuss — wir haben's schlimm getrieben! —
Birgt oft Verrath und falsche Todespein;
Nichts mehr ist wahr, als einer Mutter Lieben . . .
Schuldlose Kinder, bliebt ihr ewig klein!

Ihr werdet groß! Das Recht des Vaterlandes
Macht euch zu Söldnern, dienend der Gewalt.
Wenn durch Paris im Roth des Abendbrandes
Zum Sturm dereinst die Freiheitsglocke schallt:
„Gebt Feuer auf den Armen!" wird es heißen,
Ihr werdet schwach, ihr werdet Mörder sein!
Dem Bruder Tod — oder die Kette beißen . . .
Schuldlose Kinder, bliebt ihr ewig klein!

Ihr werdet groß! Die Märchen eurer Väter
Streun in das Herz der Freiheit Samen aus;
O, bleibet klein! die Kön'ge und Verräther
Haben kein Recht auf euer Kartenhaus!
Die Freiheit hat — wie oft! — uns schon getrieben,
Ein stolzes Haupt dem Hochgericht zu weihn;
Sie nicht zu fassen, und sie doch zu lieben —
Schuldlose Kinder, bliebt ihr ewig klein!

Ihr werdet groß! Wenn zu der Tugend Prangen
Ein Töchterlein der Schönheit Reiz erhält:
Der reiche Mann schaut ihre Rosenwangen,
Er bietet Gold, und ihre Tugend fällt.
O Kinder lieb! dass ungetrübt euch glänze,
Der Allen lacht, des Himmels Sonnenschein!
Nichts ist so schön wie unzerrissne Kränze . . .
Schuldlose Kinder, bliebt ihr ewig klein!

Ihr werdet groß! Verblichen ohne Erben,
Ohne Gedächtnis, elend und gering,
Wird euer Staub dasselbe Grab erwerben,
Darin der Ahne zu vermodern ging.
O, bleibet klein! Die Schwäche wird euch sühnen —
Und sterbt ihr jung, als Lilien keusch und rein,
So wird ein Reis auf eurer Scholle grünen . . .
Schuldlose Kinder, bliebt ihr ewig klein!

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Eine Klage.

(1840.)

„Was geht denn vor, o Gott! uns jeden Trost zu rauben?
Ach! hat der Sturm verheert des Weinbergs goldne Trauben,
Die Wälder rings verbrannt? hat er das Korn vielleicht
Dahingestreckt, bevor die Sichel es erreicht?
Riß er die Frucht hinab, die an dem Baum gehangen,
Zu dem Allsonntags wir so gern hinausgegangen,
Uns festlich zu erfreun? Hat unser niedres Dach
Ein Blitz getroffen, der es jäh in Stücke brach?
Weh! Alles mangelt uns: das Brot, die Frucht, die Reben!
Nie kommt, ein froher Gast, der Wein, uns zu erheben;
Vor Kälte zittern wir — durch unsre Lumpen fährt
Der schneidend scharfe Frost — und, ach! kein Dach, kein Herd,
Wo wir das Angesicht an lust'ger Flamme Brennen,
Den nackten Fuß, erstarrt im Schnee, uns wärmen können!
Hu hu! es ist so kalt da drauß in Eis und Schnee!
Es hungert uns — o Gott! der Hunger thut so weh!
Ach, für die Menschen ist die Welt zu klein und enge,
Der Arme ist zu viel! . . . Und doch, in üpp'ger Menge
Trägt Korn und Wein und Frucht und Holz und Flachs die Flur.
Wir leiden Hunger, Durst und Frost und Hitze nur!

Wer hat die Loose denn so unrecht zugemessen?
Sagt: welcher Währwolf hat denn unser Gut gefressen?“
So klingt des Volkes Schrei; er röchelt, und verhallt
Im Winde, wie ein Ruf, der aus der Wüste schallt.

Savinien Lapointe,
Schuhmacher.

Gesang der Arbeiter.

(1846.)

Wir, deren Lampe Morgens schon
Der Hahnenruf am Flackern findet;
Wir, die ein ungewisser Lohn
Vor Dämmrung an den Amboss bindet;
Wir, die mit Hand und Fuß und Arm,
Mit jedem Gliede ruhlos ringen,
Doch nimmer vor des Alters Harm
In Schutz die künft'gen Tage bringen:

Lieben wir uns! und Mann an Mann,
Vereint zu frohem Liedersingen,
Lasst uns die vollen Gläser schwingen —,
Stoßt an! Stoßt an! Stoßt an!
„Der Weltbefreiung!“ soll es klingen.

Im Kampf mit eifersücht'ger Fluth,
Mit geizigen Gefilds Beschwerde,
Entrissen wir verborgnes Gut
Zu Speis' und Zier dem Schoß der Erde:
Metalle, Perlen, Diamant,
Der Scholle Korn, die Frucht der Reben —
Geschornes Volk! welch Prachtgewand
Läſſt sich aus deiner Wolle weben!

Lieben wir uns! und Mann an Mann,
Vereint zu frohem Liedersingen,
Lasſt uns die vollen Gläser schwingen —
Stoßt an! Stoßt an! Stoßt an!
„Der Weltbefreiung!" soll es klingen.

Der unsern Nacken beugt, der Fleiß,
Die Noth — was sollen sie uns dienen?
Wozu die Thränen und der Schweiß?
Wir sind und heißen nur Maschinen.
Gen Himmel steigt der Babel Pracht,
Uns fehlt das schlichte Tuch zum Rocke. . .
Sobald den Honig sie gebracht,
Jagt man die Bienen aus dem Stocke!

Lieben wir uns! und Mann an Mann,
Vereint zu frohem Liedersingen,
Lasſt uns die vollen Gläser schwingen —
Stoßt an! Stoßt an! Stoßt an!
„Der Weltbefreiung!" soll es klingen.

Dem Sohn des reichen Fremdlings streckt
Entgegen unser Weib die Brüste,
Und später glaubt er sich befleckt,
Wenn er den Gruß ihr bieten müsste.
Ein Recht, das Herrscherrecht getauft,
Misst uns die Tage zu als Knechten;
Und unser Kind daheim verkauft
Die Ehr' dem Schlechtesten der Schlechten.

Lieben wir uns! und Mann an Mann,
Vereint zu frohem Liedersingen,
Lasst uns die vollen Gläser schwingen —
Stoßt an! Stoßt an! Stoßt an!
„Der Weltbefreiung!“ soll es klingen.

Das Dach ist unser luftig Haus,
Der Schutt, seit Jahr und Tag geblieben,
Gesellt zu Eul' und Fledermaus,
Mit Dieb und Räuber umgetrieben.
Und wenn mit ungestümer Hast
Des schnellen Blutes Pulse jagen,
Dann machen wir im Walde Rast,
Wo grün der Buchen Äste ragen.

Lieben wir uns! und Mann an Mann,
Vereint zu frohem Liedersingen,
Lasst uns die vollen Gläser schwingen —
Stoßt an! Stoßt an! Stoßt an!
„Der Weltbefreiung!“ soll es klingen.

Noch jedesmal, wenn unser Blut
In Strömen durch die Welt geflossen,
Sahn wir die Saat der Fürstenbrut,
Durch unsern Thau befruchtet, sprossen.
Sorgt, dass er künftig nicht mehr rinnt —
Die Lieb' ist stärker, als die Waffen!
Und harrend, dass ein bessrer Wind
Uns werde günst'ge Fahrt verschaffen:

Lieben wir uns! und Mann an Mann,
Vereint zu frohem Liedersingen,
Lasst uns die vollen Gläser schwingen —
Stoßt an! Stoßt an! Stoßt an!
„Der Weltbefreiung!" soll es klingen.

Pierre Dupont.

Der alte Schmied.

(1838.)

Bub', ein'ge Kohlen gieb dem Herd zu schlucken,
Dann schwatzen wir ein wenig, — mit Vernunft!
Willst du nicht auch mal nach dem Weibsen gucken?
Ein schlechter Stand, die Junggesellenzunft!
Auf anders Nichts sich, als ein Lied, zu legen,
Und nur zu sehen, wenn der Funke sprüht —
Ei, dummes Zeug! . . . bei uns und allerwegen
Muss man das Eisen schmieden, wenn es glüht.

Ich denk', du willst auch mal' ne Wirthschaft treiben,
Da hör auf mich . . . he, nicht das Ohr gekratzt! . . .
Das Erste ist: Du musst dich hübsch beweiben —
Nur sieh dich vor, dass sie nicht ewig schwatzt!
So 'n Rödelwerk verklätschert dir das Leben,
Die Ruh' ist hin, die Suppe wird verbrüht —
Nein, ihm die richtige Façon zu geben,
Muss man das Eisen schmieden, wenn es glüht.

Du weißt, dass ich nicht viel die Stiefel nütze,
Doch kommt ein Tag — da weiß ich, was ich thu':
Die Freiheit naht mit ihrer rothen Mütze,
Juchhe, da schließ' ich meine Schmiede zu!
Der Thron ist alt, und faul das Holz . . . ich dächte:
'S ist Zeit, dass mal der Schund in Flammen sprüht!
Das Volk ist Herr — wir stürzen zum Gefechte —
Man muss das Eisen schmieden, wenn es glüht.

Dann kommen rings der Republik Soldaten,
Unsre Soldaten ohne Schuh' und Brot;
Wenn sie auch sonst nicht viel das Pflaster traten:
'S hat doch um unsre Waffen keine Noth!
Wir siegen schon . . . nur geb' ich euch die Lehre:
Benutzt den Sieg, wenn auch die Arme müd!
Hurrah! auch unser Holzschuh kommt zur Ehre —
Man muss das Eisen schmieden, wenn es glüht.

Zur Kaiserzeit, als wir in Russland hausten —
Drei Tage lang gekämpft und Nichts gespeist!
Juch! wie den Feind wir da mit Kolben lausten —
Dann aßen wir . . . der Ruhm ist abgereist!

O Bonaparte, bring uns frische Reiser,
Bist du bei Gottens nicht das Essen müd?
Kämst du herab, wir riefen: „Hoch der Kaiser!" —
Man muss das Eisen schmieden, wenn es glüht.

Mich mit der Zeitung quälen möcht' ich schwerlich,
Glaub' nicht, dass Viel daran verloren geh'!
Der Grund ist simpel jedenfalls und ehrlich:
Mein Bub', ich lernte nie das A B C.
Mich soll das Pack nur frisch zufrieden lassen
Mit seinem Kohl, der ihm im Geiste blüht —
Ich weiß von Politik nur Dies zu fassen:
Man muss das Eisen schmieden, wenn es glüht.

Ob ich nicht viel auf meinen Kopf mich steife:
Die Freiheit halt' ich bis zum letzten Zug!
Mein alter Wein, mein altes Weib, die Pfeife —
Mich zu beweinen, Freunde sind's genug.
Ich kenne Die nicht, die mich überleben;
Was schiert mich Das im Grabe? Gott behüt'!
Zu trinken leb' ich, trinkend um zu leben —
Man muss das Eisen schmieden, wenn es glüht.

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Die Blonde.

Träumt euch, dem Abendfächeln lauschend,
  Ein Thal, mit Birken hell bepflanzt,
Das weiße Blatt im Winde rauschend,
  Wie Schaum, der auf den Wellen tanzt.
Dann träumt im letzten Sonnenstrahle
  Euch, mehr als Frühlingsrosen hold,
Und schlanker als die Birk' im Thale,
  Ein Kind mit langem Haar von Gold.

Bei Nacht und Tage irrt sie ferne,
  Ihr blaues Aug' in Thränen rinnt,
Schwester der Blumen und der Sterne,
  Des Himmels und der Erde Kind.

Es lauschet Alles ihrem Gange
  Und singt von ihr mit Liebesmacht;
Wozu sie preisen im Gesange?
  Es tönt der Wald von ihrer Pracht.
Der Vogel blickt von seinen Zweigen,
  Aus seiner Höhle schleicht das Wild,
Und See und Strom und Quelle zeigen
  Auf ihrer Fluth der Jungfrau Bild.

Bei Nacht und Tage irrt sie ferne,
  Ihr blaues Aug' in Thränen rinnt,
Schwester der Blumen und der Sterne,
  Des Himmels und der Erde Kind.

Man sagt, dass oft sie draußen bliebe
Und mit den Sternen spräch' im Traum;
Ein Andrer sagt euch, dass sie liebe,
Und spricht von ihrer Liebe kaum.
Ihr Birk' und Weiden, schlank zu schauen,
Ach, nimmer wird in eurem Zelt
Sich ihre Lieb' ein Nestchen bauen,
Ihr Herz ist fern von unsrer Welt!

Bei Nacht und Tage irrt sie ferne,
Ihr blaues Aug' in Thränen rinnt,
Schwester der Blumen und der Sterne,
Des Himmels und der Erde Kind.

Sie liebt im heimlich dunklen Schatten
Der Palmen, die im Himmel blühn,
Und, fremd der Erde blum'gen Matten,
Muss all ihr Leben still verglühn.
Du Engel, der ein Weib! zu Füßen
Liegt dir vielleicht des Himmels Schein —
Von Tausend Einen wolle grüßen,
Ihm deiner Liebe Glanz zu weihn!

Bei Nacht und Tage irrt sie ferne,
Ihr blaues Aug' in Thränen rinnt,
Schwester der Blumen und der Sterne,
Des Himmels und der Erde Kind.

Pierre Dupont.

Die Wahrsagerin.

(1836.)

„Nein, liebe Mutter, schilt mich nicht —
Lucette will sich dir vertrauen,
Doch freundlich lass die Stirne schauen,
Und hell, wie sonst, dein Augenlicht!
Ich wollte nur die Zaubrin fragen,
Ob Karl der Liebe Schwur erwog?
O Mutter lieb, du musst es sagen:
Dass mich Zigeunerin belog!

„Sie sprach: ‚Dein Angesicht ist schön,
Doch kurz sind deine Lebenstage!‘
Dann wies sie mir mit düstrer Frage
Zwei Vögel in den blauen Höhn:
‚O Mädchen! siehst du nicht die Taube,
Den Sperber nicht, der sie umflog?
Es sinkt ins Grab dein Liebesglaube‘ —
Ich weiß: Zigeunerin, sie log!

„Sie sprach: ‚Bewahre, Kind! dein Herz,
Der Mutter sollst du dich erhalten;
Flieh jenen Mann — die Sterne walten,
Und seine Liebe bringt dir Schmerz.
Er scheidet vor dem Hochzeitstage,
Nachdem er deine Lust betrog,
Entehrt sind alle deine Tage‘ —
Gewiss! Zigeunerin, sie log!“ . . .

Es lag im stillen Todtenhain
— Zwei Monde war's nach jener Stunde —
Auf eines frischen Hügels Runde
Ein Kranz von welken Blümelein.
Und weinend an der Friedensstätte
Ein Weib das Antlitz niederbog:
Es war die Mutter von Lucette —
Zigeunerin sie nicht belog.

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Die Fahrt des Verbannten.

Den Blitz zu brechen, der mein Haupt getroffen,
Hab' ich getrotzt des Oceanes Wuth.
Sieh dort — Amerika! O lasst mich hoffen,
Dass hier der Völker schönre Zukunft ruht!
Kein Sklave mehr! . . . Doch weh, am Hügelrande
Schau' ich gefesselt dort den Neger stehn —
Entflieh, mein Kahn, entflieh von diesem Strande,
Fern will ich, fern die Freiheit suchen gehn!

Ihr nennt euch Bürger, und ihr seid Despoten,
Ihr habt in Hass der Liebe Gluth verkehrt,
Ihr nennt euch frei, und brauchet noch Heloten —
All euer Glück, es ruht in eurem Schwert!
Beleidigt nicht das Recht in eurem Lande
Des Sturmes Lied, der Abendlüfte Wehn? —
Entflieh, mein Kahn, entflieh von diesem Strande,
Fern will ich, fern die Freiheit suchen gehn!

Glaubt' ich denn nicht, des Friedens Glück zu fassen,
Als ich entsagt der Heimat Sonnenschein?
Und hab' ich nur die alte Welt verlassen,
Um hier der Habsucht meinen Dienst zu weihn?
Wo Plutus thront im goldenen Gewande,
Kann nicht mein Herz die Bruderliebe sehn —
Entflieh, mein Kahn, entflieh von diesem Strande,
Fern will ich, fern die Freiheit suchen gehn!

Ihr feiert Washington und seine Thaten —
Was hat uns denn genützt sein blut'ger Streit?
Ach, Washington hat nie ein Herz verrathen,
Weil er allein den weißen Mann befreit.
Ich beug' ihm nicht mein stolzes Knie im Sande,
Denn Tugend kann durch Liebe nur bestehn —
Entflieh, mein Kahn, entflieh von diesem Strande,
Fern will ich, fern die Freiheit suchen gehn!

Als euer Schwert von eurem Recht gesprochen,
Und eurer Knechtschaft ehrlos Joch zerbrach:
Dasselbe Schwert, das Albion's Macht gebrochen,
Zerbrechen musst' es auch der Habsucht Schmach!
Nein, Gottes Arm entwich aus eurem Lande,
Denn Menschlichkeit ist seines Odems Wehn —
Entflieh, mein Kahn, entflieh von diesem Strande,
Fern will ich, fern die Freiheit suchen gehn!

Entflieh, mein Kahn! Dies Ufer sollst du meiden,
Das so viel' Thränen Nacht und Tag genetzt!
Fahr zu! Es giebt vielleicht noch grüne Weiden,
Wo man der Liebe goldnes Banner schätzt!

Lebt wohl, lebt wohl in eures Hasses Brande,
Ein freies Herz wird euer Haus verschmähn! —
Entflieh, mein Kahn, entflieh von diesem Strande,
Fern will ich, fern die Freiheit suchen gehn!

Louis Voitelain.

Der Eingang in die Tuilerien.

(1844.)

„Wohin wollt ihr? — Schaut, wo ihr euch befindet,
So schlecht gekleidet tritt man hier nicht ein!
Der grimmen Noth, die sich im Staube windet,
Soll eines Fürsten Haus verschlossen sein.
Ich ward Soldat, und lernte zu vollstrecken
Des Herrschers Wort, wie sehr es mich verdross.
Ihr habt die Blouse nur, euch zu bedecken —
So tritt man nicht in eines Königs Schloss!"

Warum, Soldat! warum denn ist Verbrechen,
Was ein Gesetz des Schicksals uns gebot?
Sieh, wenn die Reichen in Palästen zechen,
Erwirbt mein Arm für Weib und Kind das Brot.
Doch ist mein Herz noch ohne Groll geblieben,
Weil ihm der Tugend heil'ge Saat entspross . . .
„Ach, armer Mann! du hast ja nur dein Lieben —
Das tritt nicht ein in eines Königs Schloss!"

Doch als, Soldat! vor zweiundfünfzig Jahren
Das Volk bewohnen wollte dieses Haus,
Sprach unser König zu denselben Scharen:
‚Sie sind mein Volk! ich schließe Keinen aus!'

Gebräunt von Staub und Pulverdampf die Wangen,
Stand ich, ein Herr, im obersten Geschoss . . .
„Ach, armer Mann! die Zeiten sind vergangen —
Heut tritt man nicht in eines Königs Schloss!“

Der Kaiser kam — gleich ward die Gunst für Alle,
Den Lorber hat uns das Geschick gebracht;
Ich war Sergeant, und zog bei Trommelschalle
Als Grenadier in manche Völkerschlacht.
Hier zeigt' ich oft das Kreuz, das ich erworben,
Wenn Pracht und Schimmer durch die Säle floss . . .
„Ach, armer Mann! der Kaiser ist gestorben —
Man tritt nicht ein in seines Königs Schloss!“

Dann kam der Juni. Sich in Zorn zu schütteln,
Zerriss das Volk das Bannertuch der Schmach,
Und es begann an diesem Bau zu rütteln,
Plötzlich Soldat für einen Ruhmestag.
Wie floh der Fürst aus seines Throns Gezelten,
Als für sein Recht ein Volk sein Blut vergoss! . . .
„Ach, armer Mann! ein großer Tag ist selten —
Man tritt nicht oft in eines Königs Schloss!“

Was fürchtet ihr? — Ob auch, dem Licht erkoren,
Von meiner Stirn der Freiheit Stempel spricht:
Zum Königsmörder ward ich nicht geboren,
Und Lieb' und Glauben führt zum Morde nicht!
Phantome sind's, die euren Geist verblenden,
In Mörderhand erzittert das Geschoss . . .
Doch auch die Kön'ge werden einst verenden —
Dann tritt das Volk in seines Königs Schloss!

Gustave Leroy, Nähkastenarbeiter.

Erwartung.

(1840.)

O Göttin, du hehre,
Des Frohsinns! gewähre
Mein Bitten, und lehre
Mich singen ein Lied,
Bei welchem, o Muse,
Des Elends Meduse
Dem Sänger der Blouse
Ein Weilchen entflieht!
Hör ihn, der flehend kniet,
Beschirm sein Lieben und sein Lied!

Soll kein begeistert Lied mit frohem Klange
Die Herzen Aller heute denn erfreun,
Und auf das Volk, das weint und klagt seit lange,
Der Hoffnung Trostesblüthen niederstreun?
Heiß doch einmal schweigen wieder
All' die Seufzer, schwer und bang,
Bei dem süßen Ton der Lieder,
Bei der Thorheit Schellenklang!

O Göttin, du hehre,
Des Frohsinns! gewähre
Mein Bitten, und lehre
Mich singen ein Lied,
Bei welchem, o Muse,
Des Elends Meduse
Dem Sänger der Blouse
Ein Veilchen entflieht!
Hör ihn, der flehend kniet,
Beschirm sein Lieben und sein Lied!

Vergebens überspannt mit buntem Strahle
Die Wolken dort des Regenbogens Glast;
Kalt ist die Erde; die Natur, die kahle,
Sie krümmt sich unter ihrer Schmerzen Last.
Mag der Bogen heut erbleichen,
Wie so manch Symbol erblich!
Alle diese Hoffnungszeichen —
Ach, was sind sie ohne dich?

O Göttin, du hehre,
Des Frohsinns! gewähre
Mein Bitten, und lehre
Mich singen ein Lied,
Bei welchem, o Muse,
Des Elends Meduse
Dem Sänger der Blouse
Ein Veilchen entflieht!
Hör ihn, der flehend kniet,
Beschirm sein Lieben und sein Lied!

Wie lang und grausam, ach, ist dieses Harren!
Du weißt es: man betrog uns hundertmal.
In dieser Welt voll Heuchler und voll Narren
Erblitzte nutzlos selbst der Rache Strahl.
Zog das Volk nicht sonder Tadel
Für die Gleichheit ins Gefecht? —
Dennoch haben Gold und Adel
Heut allein das Bürgerrecht!

O Göttin, du hehre,
Des Frohsinns! gewähre
Mein Bitten, und lehre
Mich singen ein Lied,
Bei welchem, o Muse,
Des Elends Meduse
Dem Sänger der Blouse
Ein Weilchen entflieht!
Hör ihn, der flehend kniet:
Beschirm sein Lieben und sein Lied!

O stolze Zeit! jüngst flog beim Schall der Waffen
Der Tod auf eines Herrschers Wink herbei;
Da konnte Jeder Ehr' und Glück erraffen —
Denn gleich sind Alle vor dem Schlachtenblei!
Ach! von allen diesen Siegen
Blieb uns nur der eitle Wahn,
Uns in Täuschung einzuwiegen
Auf des Ruhmes flücht'ger Bahn!

O Göttin, du hehre,
Des Frohsinns! gewähre
Mein Bitten, und lehre
  Mich singen ein Lied,
Bei welchem, o Muse,
Des Elends Meduse
Dem Sänger der Blouse
  Ein Veilchen entflieht!
Hör ihn, der flehend kniet:
Beschirm sein Lieben und sein Lied!

Hast du ringsum gezählt der Thränen Spuren,
  Die seit Jahrtausenden geflossen sind?
Weißt du, wie schwer der Landmann auf den Fluren
  Sich müht, bis er die Frucht der Saat gewinnt?
    Weißt du, ob die Gunst ihm winket,
      Dass den Flachs zum Rock er misst,
    Wein von seinen Reben trinket,
      Brot von seinem Korne isst?

O Göttin, du hehre,
Des Frohsinns! gewähre
Mein Bitten, und lehre
  Mich singen ein Lied,
Bei welchem, o Muse,
Des Elends Meduse
Dem Sänger der Blouse
  Ein Veilchen entflieht!
Hör ihn, der flehend kniet:
Beschirm sein Lieben und sein Lied!

Sieh, was dein Aug' in unsern Städten schauet,
Wo üpp'ge Pracht das Werk der Hände preist:
Paläste, Tempel, Kaufmannshallen bauet
Das arme Volk, in Lumpen und verwaist.
Aber schweige von dem Lohne —
Denn der Lohn bleibt ewig aus,
Und des Fleißes Ruhm und Krone
Ist für sie das Armenhaus! . . .

O Göttin, du hehre,
Des Frohsinns! gewähre
Mein Bitten, und lehre
Mich singen ein Lied,
Bei welchem, o Muse
Des Elends Meduse
Dem Sänger der Blouse
Ein Veilchen entflieht!
Hör ihn, der flehend kniet:
Beschirm sein Lieben und sein Lied!

Vinçard,
Linealfabrikant.

Die Löwin und ihre Jungen.

(1841.)

Löwin! du brüllst in deiner Wälder Gründen —
O, es ist Zeit! erzittern lass die Welt!
Gieb, wo sich Feinde gegen uns verbünden,
Dass in ihr Herz ein Strahl der Tugend fällt!
Nicht mehr den Reichen lass den Bettler richten,
Dem Proletarier sende Trost und Muth,
Brüderlichkeit! thu deine Mutterpflichten —
Löwin, vertheid'ge deine Brut!

Was treibt denn heut die Wissenschaft, die greise?
In Frieden schläft sie bei den Kindern ein;
Dass ihnen längst die Macht die Zähne weise —
Sie spürt es nicht, sie liegt in Träumerein.
O, spring empor und schlag in ihre Seiten
Die Pranken ein, dass roth dich färbt ihr Blut,
Lehr einst die Kinder für die Mutter streiten —
Löwin, vertheid'ge deine Brut!

Die Freiheit ging durch das Gesetz verloren —
Ei was! Natur hat Schranken nicht gewollt.
Der Neger wird als Sklave schon geboren,
Der Pflanzer tauscht ihn ein für schnödes Gold.
Darf denn der Bruder um den Bruder handeln?
Stürz auf den Pflanzer dich mit Tigerwuth!
Gott wird der Mutter Grimm in Tugend wandeln —
Löwin, vertheid'ge deine Brut!

Unselig Weib! wohin denkst du zu gehen?
O, dieses Haus — es ist ein Findelhaus!
Kannst du nicht mehr dein armes Herz verstehen,
Und heilt denn Niemand deine Schmerzen aus?
Durch Müh' und Arbeit deiner Noth begegne,
Die fleiß'ge Hand sei deines Schicksals Hut;
Damit der Sohn einst seine Mutter segne —
Löwin, vertheid'ge deine Brut!

Mein Vaterland! und siehst du nicht die Schlange,
Im Dunkeln lauernd längst mit ihrem Biss?
Die Knechtschaft ist es, deren Schmach schon lange
Der Heimat goldnes Bannertuch zerriss.
O dass dem Volk der Groll der Freien nützte,
Der lang verhalten in der Seele ruht!
Dem Kinde Heil, das seine Mutter schützte! —
Löwin, vertheid'ge deine Brut!

O Freiheit! Löwenmutter der Nationen,
Sieh, wie dein Jäger seine Brauen rollt!
Nie, nie darf zwischen euch der Friede wohnen,
Weil deine Jungen tödten er gewollt!
Ob auch verwundet — schüttle deine Mähnen,
Die Klauen streck auf ihn aus ihrer Hut!
Denn treue Mutter soll der Feind dich wähnen —
Löwin, vertheid'ge deine Brut!

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Ehrenpreis.

Wenn, um des Frühlings Huld zu grüßen,
Die Eiche sprosst in jungem Reis,
Dann sät den Teppich ihr zu Füßen
Das blaue Blümchen Ehrenpreis;
Ein blasses Kind und ohne Düften,
Kaum in der Iris Blick getaucht,
Ein Tropfen Thau, den aus den Lüften
Das Morgenroth zur Blume haucht.

Gegrüßt, du zarte Blüthenseele,
Die eine Stund' entfärben muss,
Mitleidend-fromm und ohne Fehle,
Und flüchtig wie ein Liebesgruß!

Nicht ist so hell wie du das Veilchen,
So blau wie du die Winde nicht,
Kornblume blüht ein länger Weilchen,
So lieblich kein Vergissmeinnicht;
Wie mag die Rose je erreichen,
Der dich umwebt, den Luftazur?
Dein Blau, ich wüsst' es zu vergleichen,
Ach, einer reinen Liebe nur!

Gegrüßt, du zarte Blüthenseele,
Die eine Stund' entfärben muss,
Mitleidend-fromm und ohne Fehle,
Und flüchtig wie ein Liebesgruß!

Es kos't im Gaukelspiel, im raschen,
Um dich der bunte Schmetterling,
Der Vogel tödtet dich im Naschen,
Dafür dann ihn der Vogler fing.
Verliebte sah ich dich entblättern,
Befragend dich um ihr Geschick —
Sie lasen nicht auf deinen Blättern
Den letzten blauen Todesblick!

Gegrüßt, du zarte Blüthenseele,
Die eine Stund' entfärben muss,
Mitleidend-fromm und ohne Fehle,
Und flüchtig wie ein Liebesgruß!

Lasst euch, saphirne Blumenflocken,
Dem frommen Dienst der Minne weihn,
In meines Liebchens goldne Locken
Sollt ihr als Kranz gewunden sein!
Aus ihres weißen Mantels Falten
Bescheiden blinkt und still hervor,
Und mahnt sie, treu den Bund zu halten,
Den sie mit Lipp' und Herz beschwor!

Gegrüßt, du zarte Blüthenseele,
Die eine Stund' entfärben muss,
Mitleidend-fromm und ohne Fehle,
Und flüchtig wie ein Liebesgruß!

O Blumen, eurer Kraft vertraut' ich,
Wenn mich der Krankheit Fessel band,
In eurem niedern Kelche schaut' ich
Den ganzen Himmel ausgespannt.

Ihr Blümlein unter Eichenbäumen,
  Dem schlichten Herzen winkt ihr still,
Das in der Menschheit öden Räumen
  Ein armes Blümlein suchen will!

Gegrüßt, du zarte Blüthenseele,
  Die eine Stund' entfärben muss,
Mitleidend-fromm und ohne Fehle,
  Und flüchtig wie ein Liebesgruß!

Pierre Dupont.

Vöglein.

(1839.)

Vöglein schütteln leis die Schwingen,
  Troubadours der freien Luft,
Lassen hell ihr Lied erklingen
  In des Armen düstre Gruft.
Sie verachten Schloss und Hallen,
  Ihr Palast ist Busch und Hain,
Lassen Sang um Sang entwallen —
  Schnäbelt euch, o Vögelein!

Liebe lockt euch wundermächtig,
  Schwing' an Schwinge, kos't ihr hold,
Während drunten stolz und prächtig
  Reicher Mann vorüberrollt.
Ach, sie hassen und verdammen
  Uns in ihres Glanzes Schein!
Vöglein, bleiben wir zusammen —
  Schnäbelt euch, o Vögelein!

Liebte nicht der Michel Grethen?
Abends kam der böse Zank,
Ihre Liebe ward zertreten,
Jedes hockt auf seiner Bank.
War die Hütte nicht des Armen
Sonst ein Tempel still und rein?
Lehret Beide neu erwarmen —
Schnäbelt euch, o Vögelein!

Seht, die Herzen zu verkehren,
Will des Pfaffen Heuchelei
Gar die Lise glauben lehren,
Dass der Kuss des Teufels sei.
Wo der Liebe gluthentflammte
Pracht gefärbt der Wangen Schein:
Zeigt, dass Keiner sie verdammte —
Schnäbelt euch, o Vögelein!

Schwert und Bajonett vertreten
Hier des Fürsten trotzig Wort,
Bürger und Soldat befehden
Sich im Handgemenge dort.
Bis zu ehrenvollerm Kriege,
Brüder, steckt die Degen ein!
Liebe kämpft die schönsten Siege —
Schnäbelt euch, o Vögelein!

Hebt die Seele einst die Flügel,
Hab' ich nur ein einzig Flehn:
Lasst auf meinem Grabeshügel
Eine Trauerweide stehn!

Und den Frieden meines Traumes
Störe weder Kreuz noch Stein —
In dem Schatten meines Baumes
Schnäbelt euch, o Vögelein!

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Die Tolle von 1793.

(1840.)

Auf! wohlauf! wohlauf! wohlauf!
Die Aristokraten an die Laterne!
Auf! wohlauf! wohlauf! wohlauf!
Die Aristokraten, man hängt sie auf!

Im Dorf mit Fingern weisen
Auf mich die Buben hin.
Seht, wie sie mich umkreisen,
Weil ich so häslich bin,
Weil schlecht die Kleider liegen
Und im Wind die Haare fliegen —
Pfui! schlechte Brut,
Missrathnes Blut!
Ach, lasst mich vor den Herrn
Mit meiner Bitte treten!
Ich bin so schön im Beten,
Fromm glüht mein Augenstern,
Ich bete gern!

Noch denk' ich dran! Gewesen bin ich
Ein Herzogskindlein, schön und minnig.
Doch — schreckensvoller Tag! —
An einem Abend brach
Die Menge los in tollem Rasen,
„Die Republik!" klang's durch die Straßen;
Mein Vater rückte vor —
Noch klingt in meinem Ohr
Das Wort, das er gesprochen,
Das ihm den Stab gebrochen;
Es blitzt' ein Kugelschlund,
Mein Vater sank zu Grund —
Dann . . . o mein Gedächtnis, wie bist du wund!

Ach, lasst mich vor den Herrn
Mit meiner Bitte treten!
Ich bin so schön im Beten,
Fromm glüht mein Augenstern,
Ich bete gern!
An der alten Weide
Steigt von meinem Leide,
Wenn die Welt ich meide,
Oft ein Lied empor.
Nennt mich nur die Tolle . . . Tolle!
Ach, das schmerzensvolle
Herz sein Glück verlor!
Tolle! . . . arme Tolle!

Auf! wohlauf! wohlauf! wohlauf!
Die Aristokraten an die Laterne!
Auf! wohlauf! wohlauf! wohlauf!
Die Aristokraten, man hängt sie auf!

Wenn meine nackten Arme
Die Leut' am Friedhof schaun,
Dann muss — dass Gott erbarme! —
Mich schnöder Spott umgraun.
Ihr sollt die Schmähung lassen,
Denn ich kann ja Keinen hassen —
Sieh, schlechte Brut,
Mein Herz voll Gluth!
Ach, lasst mich vor den Herrn
Mit meiner Bitte treten!
Ich bin so schön im Beten,
Fromm glüht mein Augenstern,
Ich bete gern! —

Noch denk' ich dran! Es war gefallen
Mein Vater . . . meine Klagen hallen,
Vereinigt wird sein Blut
Mit meiner Thränen Fluth . . .
Dann seh' ich gar von rohen Händen
Den theuren Leichnam mir entwenden,
Und eine Stimme spricht
Das Wort vom Hochgericht.
Ich musste bleich, verlassen,
Umirren in den Gassen;
Ein Messer fiel zur Stund',
Es sank ein Haupt zu Grund —
Dann . . . o mein Gedächtnis, wie bist du wund!

Ach, lasst mich vor den Herrn
Mit meiner Bitte treten!
Ich bin so schön im Beten,
Fromm glüht mein Augenstern,
Ich bete gern!

An der alten Weide
Steigt von meinem Leide,
Wenn die Welt ich meide,
Oft ein Lied empor.
Nennt mich nur die Tolle . . . Tolle
Ach, das schmerzensvolle
Herz sein Glück verlor!
Tolle! . . . arme Tolle!

Auf! wohlauf! wohlauf! wohlauf!
Die Aristokraten an die Laterne!
Auf! wohlauf! wohlauf! wohlauf!
Die Aristokraten, man hängt sie auf!

Selbst von der alten Weide,
Wohin ich beten geh',
Verjagt zu meinem Leide
Ihr mich mit meinem Weh,
Weil von den blassen Wangen
Dahin die Schönheit gegangen —
Sieh, schlechte Brut,
Mein Haar voll Blut!
Ach, lasst mich vor den Herrn
Mit meiner Bitte treten!
Ich bin so schön im Beten,
Fromm glüht mein Augenstern,
Ich bete gern! —

Noch denk' ich dran! Die Nacht war schaurig,
Ich schlich im Dunkel matt und traurig,
Und ging mit irrem Sinn
Zur Friedhofstätte hin.

Suchend des theuren Vaters Leiche,
Bog ich mein Angesicht, das bleiche,
In jedes offne Grab,
In jede Gruft hinab.
Bedeckt mit seinen Wunden,
Hab' ich den Leib gefunden,
Doch fehlte ihm zur Stund'
Des Hauptes lockig Rund —
Dann . . . o mein Gedächtnis, wie bist du wund!

Ach, lasst mich vor dem Herrn
Mit meiner Bitte treten!
Ich bin so schön im Beten,
Fromm glüht mein Augenstern,
Ich bete gern!
An der alten Weide
Steigt von meinem Leide,
Wenn die Welt ich meide,
Oft ein Lied empor.
Nennt mich nur die Tolle . . . Tolle!
Ach, das schmerzensvolle
Herz sein Glück verlor!
Tolle! . . . arme Tolle!

Auf! wohlauf! wohlauf, wohlauf!
Die Aristokraten an die Laterne!
Auf! wohlauf! wohlauf! wohlauf!
Die Aristokraten, man hängt sie auf!

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Der Völkerbund.

(1840.)

Nun schweige, wer da stritt!
Nun freue sich, wer litt!
Valet dem Kriege!
Wohlauf zum Siege!
Marschiert vereint, marschiert im Schritt,
Im Schritt, im Schritt, im Schritt!

Die ganze Welt entbrennt von neuer Regung,
Durch Aller Herzen pulst ein edles Blut;
Der Fortschritt steigt mit stolzer Siegesgluth
Vom Thal zu Berg in mächtiger Bewegung.
Zum allgemeinen Völkerfest
Lasst rings der Einheit Banner wallen!
„Ein Bruderbund in Ost und West!"
So soll es laut die Welt durchhallen.

Nun schweige, wer da stritt!
Nun freue sich, wer litt!
Valet dem Kriege!
Wohlauf zum Siege!
Marschiert vereint, marschiert im Schritt,
Im Schritt, im Schritt, im Schritt!

Wir spannen kühn uns vor der Zukunft Wagen
Und ziehn ihn aus der ausgefahrnen Spur.
Zerstreute Sterbliche! vereinigt nur
Vermögt ihr jeden Grenzpfahl zu zerschlagen.
Um euer herrliches Panier
Mit Ehre, Ruhm und Sieg zu krönen,
Lasst rings in Stadt- und Dorfrevier
Der Bildung Glocke heut ertönen!

Nun schweige, wer da stritt!
Nun freue sich, wer litt!
Valet dem Kriege!
Wohlauf zum Siege!
Marschiert vereint, marschiert im Schritt,
Im Schritt, im Schritt, im Schritt!

Ihr Lebenspilger, sorgt, dass allerorten
Sich gleich die Last von euren Bürden wird;
Und wenn ein Wandrer sich vom Pfad verirrt,
So helft euch theilnahmvoll mit Wink und Worten.
Der Menschheit dient! Denn also heißt
Der Freiheit Spruch und soll uns gelten:
„Wer treu der Menschheit sich erweist,
Der ist ein Bürger beider Welten.“

Nun schweige, wer da stritt!
Nun freue sich, wer litt!
Valet dem Kriege!
Wohlauf zum Siege!
Marschiert vereint, marschiert im Schritt,
Im Schritt, im Schritt, im Schritt!

Sein Volk in das verheißne Land zu leiten,
Folgt' einst ein Jude einem Himmelsstern —
Folgt ihr auch einem neuen Moses gern,
Der euch hinüberführt in schönre Zeiten!
Auf, Brüder, reichet euch die Hand,
Und wallt hinaus in langen Zügen!
Sucht jenes bessre Vaterland —
Die Hoffnung wird euch nicht betrügen!

Nun schweige, wer da stritt!
Nun freue sich, wer litt!
Valet dem Kriege!
Wohlauf zum Siege!
Marschiert vereint, marschiert im Schritt!
Im Schritt, im Schritt, im Schritt!

O Jammer, Jammer, daß ein nutzlos Streiten
Um eitle Rechte, Worte voller Lug,
Durch Schlechter, Narren oder Gaukler Trug,
So oft uns ließ zu blut'gem Kampfe schreiten!
Ihr Völker! sucht der Ehre Kranz
Aus dieser Tage Zwist zu retten,
Und durch die Kraft des Widerstands
Zerbrechet der Erobrer Ketten!

Nun schweige, wer da stritt!
Nun freue sich, wer litt!
Valet dem Kriege!
Wohlauf zum Siege!
Marschiert vereint, marschiert im Schritt,
Im Schritt, im Schritt, im Schritt!

O, lernt die rohe Gier in Bande schmiegen,
Und schlagt den blinden Ungestüm in Haft!
Zum Edlen lenket der Begeistrung Kraft,
Die Anarchie lasst dem Gesetz erliegen!
Auf jeden Frevel, jede Schuld
Mögt ihr der Wahrheit Pfeil entsenden —
Es werden Einmuth und Geduld
Mehr, als Gewalt und Macht, vollenden.

Nun schweige, wer da stritt!
Nun freue sich, wer litt!
Valet dem Kriege!
Wohlauf zum Siege!
Marschiert vereint, marschiert im Schritt,
Im Schritt, im Schritt, im Schritt!

Verbündete! Beharrlichkeit und Milde
Weisen das Ziel uns in der Zukunft Buch.
„Zu herrschen, theile!" war der Kön'ge Spruch;
„Eintracht und Friede!" steh' auf unsrem Schilde.
Der Gott, vor dem wir unser Knie
Gesenkt, anbetend ihn zu preisen,
Hat in des Weltalls Harmonie
Für Alle Glück und Lust verheißen.

Nun schweige, wer da stritt!
Nun freue sich, wer litt!
Valet dem Kriege!
Wohlauf zum Siege!
Marschiert vereint, marschiert im Schritt,
Im Schritt, im Schritt, im Schritt!

Louis Festeau, Uhrmacher.

Der alte Vagabund.

Lasst mich, auf diesen Stein gesunken,
Müd und erschöpft verenden hier!
Die Leute wähnen mich betrunken —
Gut, Keiner frägt dann wohl nach mir!
O seht, wie scheu mich Alle meiden;
Macht schnell, euch lockt der Feste Schein!
Was brauch' ich euch, um zu verscheiden? —
Ein alter Vagabund, sterb' ich allein!

Ja, hier vor Schwäche sank ich nieder —
Man stirbt nicht leicht vor Hungerqual!
Wohl hofft' ich, dass die matten Glieder
Sich ausgeruht im Hospital;
Doch voll war jede Krankenstätte —
So Mancher trägt den Bettelstab!
Die Gasse war dein Wiegenbette —
Nun, alter Vagabund, wird sie dein Grab.

Wie bat ich oft mit Jugendfeuer:
O Meister, lehrt ein Handwerk mich!
„Uns selber fehlt die Arbeit heuer,"
— So war die Antwort, — „tummle dich!"
Der Reiche warf von seinen Mahlen
Die Knochen mir ins Angesicht;
Ich wusste kaum die Streu zu zahlen —
Ein alter Vagabund, fluch' ich euch nicht!

Ich konnte stehlen ja und rauben,
Und bin als Bettler umgeschweift.
Warum mir nicht die Frucht erlauben,
Die an dem Baum der Straße reift?
Wie oft, von Kerkerhaft umzogen,
Habt ihr durch euer Strafgericht
Mich um mein einzig Gut betrogen:
Ach, alter Vagabund, ums Sonnenlicht!

Ward denn ein Vaterland dem Armen?
Was gilt mir euer Korn und Wein?
Darf ich an eurem Herd erwarmen
Und Gast an eurem Tische sein?
Sah ich durch unsre Felder tragen
Den Feind des Krieges blutig Schwert:
Wie konnt' ich seine Faust verklagen? —
Dich, alter Vagabund, hat er ernährt!

Warum für uns den Tod begehren,
Wie für den Wurm, der Schaden schafft?
Warum nicht lieber uns belehren,
Der Welt nicht spenden unsre Kraft?
Der Liebe ganz das Herz erschlossen,
Ein Bruder stünd' ich euch vereint —
Nun sterb' ich arm und nachtumflossen,
Ein alter Vagabund, als euer Feind!

J. P. Béranger.

Der Pfad der Nachwelt.

(1845.)

Noch denk' ich dran, wie einst in freud'gem Beben
Zu mir mit Stolz die arme Mutter sprach:
„Es wird dein Geist den Ruhmeskranz erstreben,
Schau drunten tief der Nachwelt Tempeldach!"
Ich sah den Weg, durch Berg und Thal gewunden,
Den Lorberhain, den Hoffnung kühn betrat —
Jugend und Lust, wohin seid ihr entschwunden? . . .
Nachwelt, ich lasse deinen Pfad!

Euch hat befleckt, ihr reinen Liedesblüthen,
In frevlem Wahn der Hauch der Eifersucht;
Wir glaubten fromm der Liebe Glanz zu hüten,
Doch tückisch Gift zerfraß die Sängerfrucht!
Von Knittelversen kam ein Schwarm, von kranken,
Der unsrer Rosenhecke Flor zertrat,
Ach, statt der Blumen wuchern Kraut und Ranken . . .
Nachwelt, ich lasse deinen Pfad!

Als ich, vom Wandern matt, den Fittig senkte,
Und fast verzagt zu künft'gem Fluge war,
Gab mir der Himmel, dass ich kühn es lenkte,
Ein schimmernd Ross, von Gold das Schwingenpaar.
Rasch sprang ich auf . . . an eines Abgrunds Borden
Stand es erschreckt — o welch ein Unheil naht! —
Mein glänzend Ross, es ist zum Krebs geworden . . .
Nachwelt, ich lasse deinen Pfad!

Schmachvolles Spiel! Ein Weib beginnt zu rufen
„Komm, armer Knabe, Heilung ist bei mir,
Ich bin die Freundschaft, tritt auf meine Stufen,
Und deine Schmerzen theil' ich all' mit dir!"
Ich hörte sie — doch unter Blüthenbäumen
Ließ sie vergessen mich der Männerthat,
Sie floh ins Weite, und mit ihr mein Träumen . . .
Nachwelt, ich lasse deinen Pfad!

Dann stritt mein Körper sich mit meinem Namen,
Die Eigenliebe stieg in mir empor,
Doch Eitelkeit verstreute ihren Samen —
Schaut, wer von beiden wohl die Schlacht verlor!
Meine Name rief: „Kämpf um der Dichtung Blume!"
„Kämpf um dein Brot!" so klang des Leibes Rath;
Man wird nicht satt, lebt man allein vom Ruhme . . .
Nachwelt, ich lasse deinen Pfad!

Zum Königsgarten war ich jüngst gegangen,
Und schrieb mit Galle manch ein zürnend Wort —
Ein grober Kauz, mit Schärp' und Band behangen,
Wies mich als Pförtner auf die Straße fort.*)
Zerreiß, o Momus, deine Schellenkappe,
Weil heut die Menschenwelt am Puppendraht
Der König lenkt, der Ritter und sein Knappe . . .
Nachwelt, ich lasse deinen Pfad!

Die Liebe kam. Mein Auge, frei und offen,
Trifft eine Schöne, die mir Glück verheißt;

---

*) Bis zum Jahr 1848 durfte kein Blousenmann den Tuileriengarten betreten.

Ich täusche sie in meiner Unschuld Hoffen . . .
  Wohl sind die Dichter reich — doch nur an Geist.
Um in der Liebe heimlich Dach zu wandeln,
  O Gott! bedurft' ich einer goldnen Saat —
Wie viel der Herzen sind noch zu verhandeln! . . .
  Nachwelt, ich lasse deinen Pfad!

Mutter, mach auf, dass mir dein Antlitz glänze!
  Vor deiner Schwelle kniet dein armer Sohn.
Schau, ich bin alt — ach, mehr als zwanzig Lenze,
  Und lange sucht' ich eine Heimat schon.
Mein kaltes Herz lass wieder neu erwarmen,
  Glätte die Stirn, drin Kummer Furchen trat,
Verjünge mich in deinen Mutterarmen . . .
  Nachwelt, ich lasse deinen Pfad!

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Eine Mutter.

(1842.)

„Warum, Herr! verlasst Ihr mich?
Taub dem Bitten, taub dem Flehen,
Ohne Reue wollt Ihr gehen —
  Und Ihr wisst, dass Mutter ich!
Ach, das Kind, das ich erwarte,
  Theilen wird es meinen Schmerz,
Denn der Sünder hat, der harte,
  Auch ein schlechtes Vaterherz.

Doch mein Leiden wird gelinder,
Weil mein Herz den Sieg gewann —
Denket, Herr! dass für die Kinder
Eine Mutter dulden kann!

„Liebe soll mit Küssen warm
Seiner Brust die Sorge stehlen,
Liebend will ich ihm verhehlen,
Dass mein Kind so arm, so arm!
Wenn es weint und wenn es klaget,
Soll es froh mich schaffen sehn,
Und wenn mir die Kraft versaget —
Wohl, dann will ich betteln gehn!
Denn mein Leiden wird gelinder,
Weil mein Herz den Sieg gewann —
Denket, Herr! dass für die Kinder
Eine Mutter flehen kann!

„Wenn ich nicht mehr betteln darf,
Will ich mit dem Blick, dem blassen,
Brot noch suchen in den Gassen,
Das man auf die Straße warf.
Krank und müde mit den Jahren,
Irr' ich um auf Feld und Flur;
Alles will ich ihm bewahren,
Wär' es eine Rinde nur!
Seht, mein Leiden wird gelinder,
Weil mein Herz den Sieg gewann —
Denket, Herr! dass für die Kinder
Eine Mutter sterben kann!" . . .

Und er ging. Der Hunger kam,
Kam, ihr Leiden zu vermehren,
Kam, die kranke Brust zu leeren,
Bis sie starb vor Noth und Gram.
In des Himmels Räumen fehlte
Grad' ein holdes Engelpaar,
Und der Weltenherr erwählte
Beide zu der Himmelsschar, —
Während hier im Abendwinde
Todtengräber grub ein Grab,
Und die Mutter mit dem Kinde,
Staub, dem Staube wiedergab.

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Der entlassene Galeerensklave.

So darf ich nun dem Ort der Schmach enteilen?
Fünf Jahre mussten still mich dulden sehn;
Mich schuf durch eurer Blutgesetze Zeilen
Zum Märtyrer ein winziges Vergehn
Mein junges Weib, mein armer blasser Knabe:
Als ihr gestorben fast den Hungertod,
Nahm ich dem reichen Herrn ein bißchen Brot;
Nun kehr' ich heim — mich dünket aus dem Grabe! . . .
Gieb, starker Gott! dass endlich heut die Welt
Willkommen den befreiten Sträfling hält!

Im Lichte frei! Ha, wie die Pulse steigen!
Der Sklavenkette letzter Ring zerstiebt —
Doch weh! der Überwachung muss ich neigen
Mein Haupt, von Allem fern, was ich geliebt!
Ach, glaubt' ich nicht, dass, wenn mein Leid zu Ende,
Aufs Neu mich grüßten Liebesblick und -kuss?
Doch andre Fessel hindert mir den Fuß,
Und festgeschmiedet sind, wie sonst, die Hände! . . .
Gieb, starker Gott! dass endlich heut die Welt
Willkommen den befreiten Sträfling hält!

In jener Stadt, dahin trotz meiner Thränen
Ihr mich gesandt, wer giebt zu schaffen mir?
Besudelt von des Hungers trotz'gem Sehnen,
Entflieht — wie schnell! — der Tugend blanke Zier.
Ein armes Wild, gehetzt aus jedem Lande —
Was sollt' ich thun, verachtet und gering?
Weil ich zu sterben nicht die Kraft empfing,
Bleibt mir als Rettung ewig nur die Schande! . . .
Gieb, starker Gott! dass endlich heut die Welt
Willkommen den befreiten Sträfling hält!

Am Heimatufer ist mein Glück verdorben,
Ich bin verflucht, wo meine Wiege stand;
Mein Weib ist todt — vielleicht aus Gram gestorben,
Zum Waisenhause ward mein Kind gesandt.
Beschirm es, Herr! Sein Lächeln wird dir künden,
Dass Liebe nur von seiner Lippe floss —
Verschweig ihm seinen Namen, denn der Tross
Bestraft' es ja für seines Vaters Sünden! . . .
Gieb, starker Goet! dass endlich heut die Welt
Willkommen den befreiten Sträfling hält!

Weil ich verdammt, allein den Weg zu wandeln,
Ist künftig Nichts, das meinen Trotz zerbricht!
Ihr wollt den Krieg! — als Krieger muſs ich handeln,
Und selbst die Schande gilt als Strafe nicht! —
Wenn uns der Tod die finstre Gruft erschlossen —
Ob ihr den Leib verscharrt am Rabenstein,
Ob ihr ihn grabt auf stillem Friedhof ein:
Ins Nichts ist immer doch der Geist zerflossen! . . .
Gieb, starker Gott! daſs endlich heut die Welt
Willkommen den befreiten Sträfling hält!

Geboren ward auch ich, um gut zu bleiben,
Die Härte nur hat all mein Leid gebracht;
Anstatt zur Frucht die Liebessaat zu treiben,
Habt ihr zum Knecht den freien Mann gemacht.
Nun, wo den Ort der Schmach die Schritte meiden,
Verstoßt ihr mich von eurer Schwelle bang —
Ach, wenn mich liebend euer Arm umschlang:
Müſst' ich am Hochgerichte wohl verscheiden? . . .
Gieb, starker Gott! daſs endlich heut die Welt
Willkommen den befreiten Sträfling hält!

Gabriel Verry.

Der Tod einer Rose.

(1849.)

„Nein, du sollst mir nicht zerschlagen
Meiner Rose Blüthenpracht!
Sage mir — du musst es sagen,
Was dich eifersüchtig macht!
Theuer ist mir diese Gabe,
Theuer wie die Todten sind,
Weil ich von der Mutter Grabe
Gestern sie gebrochen habe . . .
Gnade meinem Blumenkind!

„Ach, du willst sie mir entwenden,
Doch ihr Dorn vertheidigt mich;
Sieh das Blut an deinen Händen —
Lass den Dorn belehren dich!
Soll mein letztes Gut zerstieben?
Mutter starb — die Thräne rinnt —
Nichts ist mir von ihrem Lieben,
Als die Rose hier, geblieben . . .
Gnade meinem Blumenkind!

„Sieh, im Traum dem Glas enthoben,
Sprach die Rose heut zu mir:
‚Wenn mein letztes Blatt zerstoben,
Nimm es als Verkündung dir!‘

Alfred! dieses dunkle Ahnen
  Schreckt mein Herz, das Blut gerinnt!
Soll ich auf den Lebensbahnen
Folgen dir, so lass dich mahnen . . .
  Gnade meinem Blumenkind!

„Ach, er hat sie mir entrissen!
  Jedes helle Blumenblatt
Hat im Wind entflattern müssen,
  Bis er sie entblättert hat!
Magst dich meinem Blick entheben,
  Geh, dein Herz ist schlecht gesinnt!
Du zerbrachst der Rose Leben —
Hast auch mir den Tod gegeben . . .
  Lebe wohl, mein Blumenkind!" — —

Morgen kam. Der Sonne Scheinen
  Fand ein blasses Angesicht;
Helle Mädchenaugen weinen,
  Als man ihr die Krone flicht.
Bei dem Klang der Sterbelieder,
  Als die Sonne sank im West,
Gab man sie der Erde wieder,
Senkend auf die Bahre nieder
  Einer Rose Blüthenrest.

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Der Fortschritt lebe hoch!

(1840.)

O nein! den Fortschritt legt ihr nicht in Bande,
Verkündet's laut auf Straße, Feld und Flur!
Was war, entschwebte gleich dem Dünensande,
Der Zukunft Hauch verwehte seine Spur.
Ihr saht, wie rings bis zu dem Weltenende
Ein neues Ziel in junge Herzen flog:
Alles der Mode, Nichts dem Fleiß der Hände . . .
Triumph! der Fortschritt lebe hoch!

Allüberall erbauen sie Maschinen,
Die wir die Erde bald beherrschen sehn;
Doch allzu karg die Kräfte noch uns dienen,
Zehn Arme haben sie, statt zehnmal zehn.
Ach, zwanzig Namen will der Meister streichen,
Weil ein Getrieb ihm vierzig Arme wog —
Glasdächer baute man indess den Leichen*) . . .
Triumph! der Fortschritt lebe hoch!

Bastillen thürmtet ihr für unsre Gelder,
Ließt Wälle rings als Schreckgespenst erstehn,
Und hundert Armen raubtet ihr die Felder,
Sie sind enterbt — sie mögen betteln gehn!

*) Die Morgue, in welcher die gefundenen Leichen unbekannter Personen ausgestellt werden, erhält ihre Beleuchtung durch ein gläsernes Dach.

Sie werden leis um Brot die Hände falten --
Doch nein, vergebt, dass mich die Frucht betrog:
Wir haben Armenhäuser jüngst erhalten . . .
Triumph! der Fortschritt lebe hoch!

Mit Kies und Harz gepflastert sind die Straßen,
Der Fremde staunt mit überraschtem Blick,
Wahrhaftig, mit dem Glück ist nicht zu spaßen —
Dir, mein Paris, zerbrach man das Genick!
Trotz Gold und Erz, die deine Säle schmücken,
Und trotz Asphalt, der deinen Grund umzog:
Die Freiheit geht, ein Bettler, noch auf Krücken . . .
Triumph! der Fortschritt lebe hoch!

Nicht mehr, wie einst, wird unser Blick gehoben,
Wenn sich ein Bürger schuf zum General;
Der Ruhm des Großen wird beiseit geschoben,
Dem Meißel Dank, und Dank dem Lineal!
Wer Götzen dient, mag täglich in Museen
Dem Schwert sich beugen, das die Welt durchzog —
Die Generäle sind in Gips zu sehen . . .
Triumph! der Fortschritt lebe hoch!

Als unsre Schar im Julistrauß, dem harten,
Die Haft zerbrach, und eine Krone fiel:
Sang im Palast das Volk, im Königsgarten
Begeistert rings das Lied Rouget's de Lisle.
Doch heut — wir neigen unser Haupt in Trauer —
Versammelt man sich in dem Kneipenloch,
Und pfeift mit Ernst die jüngsten Gassenhauer . . .
Triumph! der Fortschritt lebe hoch!

Gustave Leroy, Nähkastenarbeiter.

Der gefangene Dichter.

Sie sprachen: „Lasst uns sehn, ob nicht des Kerkers Enge
Des Sünders Trotz bezwingt, sein Herz geschmeidig schafft!“
Und sie verdammten mich, den Vater der Gesänge,
Die manches Herz durchglühn, zu dieser ew'gen Haft!
Auf lebenslang — o Gott! — die Tage ziehn gleich Wochen,
Wenn uns der Zelle Nacht zur Nacht des Stumpfsinns reißt;
Fern von des Lebens Lust, wird bald der Geist gebrochen —
Verschonet meinen Geist!

Als ihr in banger Hast empor vom Schlafe schrecktet,
Hat euer Hirn vielleicht der Milde Gluth durchloht;
Indess ihr eure That mit heil'gem Spruch bedecktet,
Spracht ihr: „Entsagen lasst uns gnädig seinem Tod!“
O wenn euch je ein Strahl der Menschlichkeit geworden,
So wisst: es war Betrug, was ihr als „Gnade“ preist;
Ihr schontet meinen Leib, doch um den Geist zu morden —
Verschonet meinen Geist!

Ach, lieber noch den Tod, den nur der Feige scheuet,
Ach, lieber jene Pein, da schnell die Hülle stirbt,
Als diese Einsamkeit, wo keine Rast uns freuet,
Wo Denken und Gefühl in öder Qual verdirbt!
Wollt ihr in blinder Wuth die That des Gegners richten,
So brauchet Gift und Schwert, das sichern Tod verheißt:
Doch ward euch nie ein Recht, die Seele zu vernichten —
Verschonet meinen Geist!

Als ihr mich fortgesandt in diese Kerkerwände,
O, glaubtet ihr, mein Herz sei todt und ausgeglüht?
Noch braust die Leidenschaft, ein Stürmen ohne Ende...
Wie soll ich bändigen, was meine Brust durchsprüht?
Die Liebe ruf' ich an — doch all mein heißes Flehen
Entsteigt dem tollen Kampf, der mein Gehirn durchkreist,
Seit ihr mir selbst verwehrt, mein Weib und Kind zu sehen —
Verschonet meinen Geist!

Mein Hoffen ist verweht — mir raubt der Zelle Dunkel
Des Körpers und zugleich des Geistes letzte Kraft;
Umsonst beschwör' ich heut des Wissens Sterngefunkel,
Ach, jeder Stern erlosch in dieser trüben Haft!
Ich seh' bei Nacht und Tag in meiner Zelle Räumen,
Wie eines Todten Hand rächend gen Himmel weist;
Mein Haupt umnachtet sich zu schreckensvollen Träumen —
Verschonet meinen Geist!

Victor Rabineau.

Der Proletar.

(1839.)

Mein Vater sprach zu mir: „Du armer Dichter,
Leih mir Gehör, du sollst ein Großer sein!
Verlaß der Noth trübselige Gesichter,
Des Glückes Kreis ist enge nur und klein —
Du wirst mir Dank an künft'gem Tage weihn!"
Ich rief erzürnt: Man will uns Tod bereiten,
Beschimpfend schmäht man unsre Kämpferschar,
Des Volkes Ehr' ist werth, für sie zu streiten —
Um sie zu singen, bleib' ich Proletar!

Volksdichter! hört im Park der Tuilerien
Das prächtige Koncert bei Lampenstrahl;
Die großen Herrn, die Damen alle ziehen
Zum Feste hin mit Seidenhut und Shawl.
In Sesseln auf erhöhtem Tribunal
Gesandte rings im Bärenpelz, im warmen,
Sie gähnen laut, und Andre schlummern gar.
Die Kneipe ist das Königsschloss des Armen —
Herbei zum Liede, Dichter-Proletar!

Verkauft den Geist, ihr trefflichen Autoren,
Beugt euch der Macht, die ihr zertrümmern sollt,
Den Lohn empfangt, den Gnade zugeschworen:
Ein Kreuz, ein Band und klingend rothes Gold —
Ihr singt vergebens nicht um Fürstensold!
Du Armer dort, den sie mit Schande taufen,
Die Arbeit fehlt, das Brot ist heuer rar,
Vor Hunger stirb! du magst dich nicht verkaufen —
Du bist und bleibst ein armer Proletar.

Gedenkt ihr noch, wie jüngst im Julisturme
Ein Königsthron in Schutt und Staub zerkracht?
In Waffen ganz Paris! und von dem Thurme
Die Glocke klang zum Donnerlaut der Schlacht —
Ach, dass uns bessern Tag der Ruhm gebracht!
Hut ab! ihr Großen, grüßet uns zur Stunde,
Denn jene Krieger mit verworrnem Haar,
Sie hatten Theil an Kampf und Ruhm und Wunde —
Und jeder, jeder blieb ein Proletar!

Doch weh, Bastillen rings und Festungsmauern,
Und ringsumher Schießscharten, Zinn' und Wall!
Wir mögen still im Frost zusammenschauern,
Von unserm Recht verweht der letzte Schall —
Des Ruhmes Sterne sind erblichen all'!
Verrathnes Land, in Fürstenzwang gekettet:
Wenn deine Flur bedrängt der Feinde Schar,
Ist stets der Wall, der deine Kinder rettet,
Mit blut'gem Leib, der arme Proletar!

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Gesang der Völker
(1847.)

Alle Besiegten, deren Schwingen
Der Kerker band, erstehn in Groll,
Den heil'gen Krieg der Welt zu bringen,
Der unser Recht erobern soll!
Wir sehn zu ihrer Schar das Beste,
Den Kern der freien Männer, stehn,
Die ruhig zu dem Völkerfeste
Vor den befreiten Löwen gehn.

Der Frieden naht in Ungewittern
Bei Erzgetön und Trommelschlag!
O Krieg, Das ist dein letzter Tag!
Es wird am Schwert das Schwert zersplittern,
Dass Lieb' aus Hass erglühen mag!

Schaut, wie aus jedem Vaterlande
Zu uns ein Heer von Kämpfern steht,
Gefesselt lang' in Eisenbande —
Ach, sie erhoben sich zu spät!
Doch nun zerbrach ihr finstres Zürnen
Mit *einem* Schlag der Ketten Schmerz,
Und blutig steht auf ihren Stirnen,
Was trauernd litt ihr großes Herz.

Der Frieden naht in Ungewittern
Bei Erzgetön und Trommelschlag!
O Krieg, Das ist dein letzter Tag!
Es wird am Schwert das Schwert zersplittern,
Dass Lieb' aus Hass erglühen mag!

Die bunte Pracht von tausend Fahnen,
Die an der Kämpfer Spitze wehn,
Sie lässt uns heute schmerzlich ahnen,
Dass noch getrennt die Völker stehn!
Doch seht, wie sie vereinigt werden,
Weil uns gemein die Hoffnung war!
Ein Volk wird fürder sein auf Erden,
Ein Banner für die Völkerschar!

Der Frieden naht in Ungewittern
Bei Erzgetön und Trommelschlag!
O Krieg, Das ist dein letzter Tag!
Es wird am Schwert das Schwert zersplittern,
Dass Lieb' aus Hass erglühen mag!

Muſs denn das Volk, mit Schmach beladen,
Das Werkzeng *eines* Stolzen sein?
Und muſs die Welt in Blut sich baden,
Sich eurer Lust als Opfer weihn?
O, nimmer wird man so uns lenken!
Ob man die Gluth verlöschte gern:
Auch unser Thun und unser Denken,
Es ist ein Hauch vom Geist des Herrn!

Der Frieden naht in Ungewittern
Bei Erzgetön und Trommelschlag!
O Krieg, Das ist dein letzter Tag!
Es wird am Schwert das Schwert zersplittern,
Daſs Lieb' aus Haſs erglühen mag!

Es zieht, umgürtet von Soldaten,
Auf stolzem Roſs der Fürst zur Schlacht;
Kartätschen regnen und Granaten
Ein Winken — und die Sal v kracht!
Wir aber in geschloſſnem Gliede
Zerbrechen düster seinen Troſs,
Wie drunten bei des Sturmes Liede
Die Fluth auf jene Klippen schoſs.

Der Frieden naht in Ungewittern
Bei Erzgetön und Trommelschlag!
O Krieg, Das ist dein letzter Tag!
Es wird am Schwert das Schwert zersplittern,
Daſs Lieb' aus Haſs erglühen mag!

Nein! eher sollen unsre Leichen
Wie Reif die Fluren übersä'n
Und Thäler und Gefilde bleichen,
Bevor sie uns als Sklaven sehn!
Eh' sie zur Schmach die Völker trieben,
Lasst uns vergehn in blut'gem Streit!
Gott nur ist groß! ihr sollt ihn lieben —
Ehrt ihn, indem ihr euch befreit!

Der Frieden naht in Ungewittern
Bei Erzgetön und Trommelschlag!
O Krieg, Das ist dein letzter Tag!
Es wird am Schwert das Schwert zersplittern,
Dass Lieb' aus Hass erglühen mag!

Pierre Dupont.

Die Verbannung des Liedes.

(1845.)

1.

Flieh aus der Freude Tempeldach,
O Lied, dein Leben zu erhalten,
Flieh, denn an deiner Stelle walten
Des Hohnes und der Lüge Schmach!
Magst in der Fremde du verklingen,
Da unsrer Heimat Lust entwich;
Solang man weinet, statt zu singen —
Unselig Lied, verbanne dich!

Wir liebten dich, von Gluth entbrannt,
Du warst das Liebchen uns, das treue;
Doch nun verkaufst du ohne Scheue
Die Schönheit, dir von Gott gesandt.
Willst du den Stolz des Elends tödten,
Verzeihen könnt' ich es für mich;
Doch machst du unser Kind erröthen: —
Unselig Lied, verbanne dich!

An Passy fliege schnell vorbei;
Vielleicht, dass Béranger im Traume
Dich steigen sieht zum Himmelsraume . . .
O zittre nicht . . . vorbei, vorbei!

Du sähest seine bittren Schmerzen,
  Wie schaudernd seine Wang' erblich;
Mitleidig seinem Vaterherzen —
  Gesenkten Haupts verbanne dich!

  Wenn du am Zwinger, stumm und fahl,
Vorüberziehst im Morgengrauen,
Siehst du, wie unsre Brüder schauen
  Empor zum letzten Hoffnungsstrahl;
Den letzten Kuss empfang im Scheiden,
  Wo Schloss und Riegel thürmen sich,
Von Allen, die im Kerker leiden —
  Unselig Lied, verbanne dich!

  Du willst ein Angedenken gern
Von jenen, die dich liebten, Allen,
Von jedem Helden, der gefallen
  Für unsrer Zukunft Morgenstern:
So nimm von ihren Gräberstellen,
  Eh' fernehin dein Fuß entwich,
Den Blumenstrauß von Immortellen —
  Unselig Lied, verbanne dich!

  Zieh hin, verlasse still das Schloss,
Wo jubelnd deine Feuerzungen
Die Marseillaise einst gesungen,
  Als unser Blut zur Erde floss.
Zieh hin, die Netze zu vermeiden,
  Damit dich die Gewalt umschlich! —
Verlassnes Kind mit deinen Leiden,
  Unselig Lied, verbanne dich!

2.

Mir sprach der Freund: „Verbanne nicht dein Lied!"
Ich aber meine, daſs er kläglich rieth.
Wenn Alles ausgesagt — was sollt' ich weiter singen?
Einst hört' ich Lust und Scherz aus jeder Seele klingen,
Heut bin ich allzu gut belehrt in Herzensdingen —
Verstumme denn, mein Lied!

„Die Liebe doch?" — Leicht ist um sie ein Lied,
Sie ist der Gott, dem selbst der Stolze kniet.
Doch jeder Tag verschlägt mich weiter von dem Strande,
Ich sehne mich umsonst nach ihrem Rosenbande,
Sie steuert endlich fort nach fern entlegnem Lande —
Verstumme denn, mein Lied!

„Die Schönheit doch?" — Leicht ist um sie ein Lied,
Ob sie auch schnell von unsrer Wange flieht.
Einst war mein Liebchen schön . . . nun sah die Zeit ich walten,
Und wenn die Gluthen heut der Leidenschaft erkalten,
Verbirgt ihr Blumenputz nicht mehr der Stirne Falten —
Verstumme denn, mein Lied!

„Die Ehre doch?" — Leicht ist um sie ein Lied;
Heut klag' ich nur, daſs sie von dannen schied.
Ein armes Wort verwischt nicht mehr der Seele Flecken,
Seit wir die Ehre in Pistolenläufe stecken,
Und einer Kinderschar Zukunft mit Nacht bedecken —
Verstumme denn, mein Lied!

„Gerechtigkeit?“ — Leicht ist um sie ein Lied;
Ach, Qual und Sünde schänden ihr Gebiet!
Ein Richter darf ja heut im Saal zu schlummern wagen,
Und, ohne nur das Recht in seiner Brust zu fragen,
Erwacht er halb verstört, den Urtheilsspruch zu sagen —
Verstumme denn, mein Lied!

„Religion?“ — Leicht ist um sie ein Lied,
Ob sie auf Kohlen auch die Heiden briet.
Man glaubt nicht allzu Viel, doch Wunder noch in Menge:
Wenn Arme leiden, baut man stolze Tempelgänge . . .
Die Kirche ward ja längst ein nichtig Schaugepränge —
Verstumme denn, mein Lied!

„Die Tugend doch?“ — Leicht ist um sie ein Lied;
Sie ist ein Ruf, den gern der Schlechte flieht.
Ich will auch diesen Kelch ausleeren bis zum Grunde,
Daſs fast die Schande nur Reichthum erwirbt zur Stunde,
Wenn hier der Gute arm verglüht an seiner Wunde —
Verstumme denn, mein Lied!

„Die Freiheit doch?“ — Leicht ist um sie ein Lied;
Sie ist der Stern, zu dem mein Auge sieht.
Mit ihrem Glanze kam sie in den Julischauern . . .
Still! von den Gittern bringt der Morgenwind das Trauern;
Wie kann der Freiheit Baum gedeihn auf Kerkermauern? —
Verstumme denn, mein Lied!

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Zweites Buch.

Nach der Februarrevolution.

Heimkehr der Lieder.

(1848.)

Ach fern, ach fernhin wart ihr fortgeflogen —
Nun kam die Stunde, da ihr heimwärts zieht!
Verbannte Lieder, naht auf stolzen Wogen,
Fürchtet euch nicht, singt euer Liebeslied!
Der Sonne Strahl zerriss den Wolkenschleier,
Wir lauschen still — o tönt aus voller Brust!
Dem Vogel gleich, erklingt in süßer Feier . . .
Singt, singt, o singt ein Lied von Liebeslust!

Steigt, steigt empor zu unsrer niedern Kammer,
Wo unter Blumen unser Gram verhallt,
Und wo die Nätherin der Armuth Jammer
Im Sang vergisst, dass froh ihr Busen wallt!
Redet zu uns mit liebendem Erbarmen,
Senkt Muth und Hoffnung ein in unsre Brust,
Und, dass der Himmel segne selbst die Armen,
Singt, singt, o singt ein Lied von Liebeslust!

Pocht, pocht im Zorne an das Schloss des Reichen,
Sagt, dass wir arm — euch wird Gehör man leihn!
Vom Bettler singt, dem Herz und Wangen bleichen,
Und Thür und Haus wird euch geöffnet sein!
Sagt: „Aus der Gabe, die man uns gegeben,
Keimt neu der Liebe Saat in unsrer Brust!
Wer gerne giebt, Dem wird auch gern gegeben“ . . .
Singt, singt, o singt ein Lied von Liebeslust!

Emile Barateau.

Gruß der jungen Republik!

(24. Februar 1848.)

Gegrüßt, gegrüßt! für die ich hingegeben
All' meiner Jahre feindliches Geschick;
Ich sah dich lächelnd jeden Traum umschweben,
Nun kamst du doch, o heil'ge Republik!
Das Reich des Friedens gilt es zu erwerben,
Ob auch durch Wolken unsre Sonne bricht.
Gegrüßt, gegrüßt! nun kann ich ruhig sterben —
O Republik, ich sah dein Angesicht!

Die Glocke klang — und stolze Barrikaden
Erstiegen rings, die kühn das Volk erschuf;
Trotz Säbelblitz und trotz den Füsilladen
Erschien die Republik bei unserm Ruf!
Wie Glas zerbrach ein alter Thron in Scherben,
Die Königsbürde drückt uns länger nicht!
Gegrüßt, gegrüßt! nun kann ich ruhig sterben —
O Republik, ich sah dein Angesicht!

Was wir begehren von der Zukunft Fernen?
Daſs Brot und Arbeit uns gerüstet stehn,
Daſs unsre Kinder in der Schule lernen,
Daſs unsre Greise nicht mehr betteln gehn.
Von Dreiundneunzig sind wir noch die Erben,
Doch fortgeschritten in des Friedens Licht!
Gegrüßt, gegrüßt! nun kann ich ruhig sterben —
O Republik, ich sah dein Angesicht!

Verbrennt den Thron, auf dem die Schmach gesessen,
Auf dem Verrath erschlug den Julikampf!
Verbrennt den Thron! Und, das der Fürst vergessen,
Lasst uns erhöhn: das Recht! im Opferdampf.
Mag Seid' und Holz im Feuerbrand verderben:
Das Königthum erwärmt uns anders nicht!
Gegrüßt, gegrüßt! nun kann ich ruhig sterben —
O Republik, ich sah dein Angesicht!

Kein Härmen mehr! vom Auge fort die Thränen,
Ob blutig auch des Kampfes Sonne schien;
Lasst stolz die Brust den Heldentod ersehnen,
Und kein Bedauern soll das Herz durchziehn!
Wenn Freiheitsküsse Wang' und Stirne färben,
Ist ein Verräther, wer von Milde spricht.
Gegrüßt, gegrüßt! nun kann ich ruhig sterben —
O Republik, ich sah dein Angesicht!

Kein Hassen mehr! Die Schlachtengötter fliehen
Hinweg aus unsres Friedens Tempelhaus;
Dies alte Schloss, genannt die Tuilerien,
Es statte künftig unsre Kinder aus!
Hier magst du, Greis, den stillen Tod erwerben,
Wenn dir im Traume sanft das Auge bricht!
Gegrüßt, gegrüßt! nun kann ich ruhig sterben —
O Republik, ich sah dein Angesicht!

Gustave Leroy,

Nähkastenarbeiter.

Sonnenaufgang.

(25. Februar 1848.)

Wie viel der Schmerzen trug in dumpfem Grollen
  Ein edles Volk, gebeugt die stolze Kraft;
Doch es erwachte bei des Donners Rollen,
  Und schüttelt sich in seiner Eisenhaft.
Zusammen brach der Thron, in Staub zersplittert,
  Der Ruf der Freiheit drang in unser Ohr!
Ihr stolzen Herrn, der Himmel selbst gewittert —
  Werdet nur bleich! . . . Die Sonne stieg empor!

O, wie ist groß in seines Zornes Brande
  Dies heil'ge Volk im Kampf um Gut und Hab'!
Es sprengt die Welt, dem Frühling gleich, die Bande,
  Zum Königsscepter wird der Bettelstab!
Die Gleichheit bringt uns ihren Bruderstempel,
  Und Liebe glänzt aus blut'ger Saat hervor,
Die Menschlichkeit erbaut sich neu den Tempel —
  Singen wir laut: Die Sonne stieg empor!

Seit lange schlief, in Grabeshaft gefangen,
  Der Freiheit Stern, der unsre Nacht erhellt;
Nun ist ein Leuchten durch die Welt gegangen,
  In rother Pracht erglomm das Himmelszelt.
Die Völker all', sie werden sich begegnen,
  Den Bau zu gründen, den das Licht erkor;
Der Himmel wird die Bürgerkrone segnen . . .
  Brüder, gegrüßt! Die Sonne stieg empor!

Groß oder klein — die Fürsten sind Verräther;
  Tod dem Verräther, der sein Volk verläſſt!
Was Sklav und Herr! Frei ist des Volkes Äther —
  Sieger von gestern, steht auch morgen fest!
Auf, schließt den Reihn, zerschmettert rings die Grenzen!
  Die Welt ist frei — zerschlagt das letzte Thor!
Der Freiheit Leuchten wird das All durchglänzen . . .
  Beugen wir uns! Die Sonne stieg empor!

Vorbei der Sturm! Doch trauernd denkt die Seele
  Der todten Brüder unterm Rasengrund;
Daſs seinem Licht der Himmel euch vermähle,
  Trug er euch fort vom schönen Erdenrund.
Schlaft, Brüder, wohl in eures Grabes Feier!
  Aus eurem Kampf hob sich der Tag hervor,
Ihr webtet Sterne in des Himmels Schleier . . .
  Brüder, lebt wohl! — Die Sonne stieg empor!

Alexandre Guérin,
Handlungskommis.

Die Alten von gestern.

(26. Februar 1848.)

Zurück, zurück! ihr sollt den Platz verlassen —
Als Tod zu finden, kamt ihr nicht herbei;
Doch heute drängt ihr euch in unsre Massen,
Und ruft als Prahler: „Sterben oder frei!“
Ein Ämtchen ist der Sinn von eurem Schrei.
Auf Säulen ruht die Republik, auf festern,
Ihr könnt euch nicht von eurer Schmach befrein —
Zurück! ihr wart die Helden nicht von gestern,
Und sollt von morgen nicht die Wächter sein!

Des Landes Gold erkaufte rings Heloten,
Des Landes Gold zerbrach der Herzen Kraft,
Des Landes Gold erschuf uns nur Despoten —
Das Elend ist's, das uns zu Siegern schafft,
Der Armuth Groll zerschlug die Eisenhaft!
Vergaßt ihr schon bei Wein und Vogelnestern,
Daſs unser Blut gefärbt den Pflasterstein? —
Zurück! ihr wart die Kämpfer nicht von gestern,
Und sollt von von morgen nicht die Prahler sein!

Ein General*) beut uns zum Kampf den Degen —
Doch seht, er troff von Bürgerblute schon!
Du magst das Schwert zu deinem Lorber legen,
Wir hassen dich, uns klingt dein Wort wie Hohn —
Was willst du uns, nachdem dein Herr entflohn?
Der gegen unsre Brüder stritt und Schwestern,
Soll nicht als Mörder unsern Bund entweihn —
Zurück! denn wer Verräther war von gestern,
Wird auch von morgen leicht Verräther sein!

Vertreter dort! verleugnend euren Glauben,
Sahn wir euch zittern vor des Kampfes Erz;
Ihr mochtet Nichts, als ferner Worte klauben,
Wohl, eure Sterne sinken niederwärts —
Die Frucht ist gut, doch schlecht und faul das Herz!
Ach, euer Name wird die Zukunft lästern,
Drum wird die Urne sich von ihm befrein —
Zurück! denn wer der Heuchler war von gestern,
Wird auch von morgen nur der Feigling sein!

Schließt unsre Reihn! Wir Alle sind die Krieger,
Und kämpften für der Freiheit Götterkind!
Verstoßt die Schar der gleißenden Betrieger,
Der Freunde, deren Rath Verderben spinnt,
Und die es wissen, dass sie Feinde sind!
Als Wachen steht an ihren Räubernestern,
Durchleuchtet sie mit eurer Fackeln Schein —
Wir Alle sind die Schwerter noch von gestern,
Lasst uns von morgen auch die Schwerter sein!

*) Der Marschall Bugeaud.

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Die Friedensmarseillaise.

(Anfangs März 1848.)

Nun will die Freiheit ihre Schwing' entfalten
In diesem Reich, wo ihre Wiege stand;
Treu hat zu ihr das arme Volk gehalten —
Der Kön'ge Blindheit nur hat sie verbannt!
Bei ihrem Ruf wird Frankreich neu erwachen,
Der Söhne Herz erglüht in Heldenmuth;
Der Zwingherr floh, und ewig wird bewachen
Die Freiheit unser Banner, Haus und Gut!

Des Volkes Kraftgebärde
Scheucht jeden Feind zurück.
Hoch Frankreich, hoch die Heimaterde!
Vereinigt euch zu Ruhm und Glück!

„Brüderlichkeit!" soll unser Wahlspruch heißen,
Der Sieger und Besiegten Losung sein.
Schmach Jedem, der das Bündnis will zerreißen,
Dem wir zu Frieden uns und Wohlstand weihn!
Vergangnes sei vergessen und vergeben,
Der Heimat Glück sei unser einz'ges Ziel;
Reich wird das Land, die Sorgen all' entschweben,
Wo Fleiß und Freude schafft im Wechselspiel.

Des Volkes Kraftgebärde
Scheucht jeden Feind zurück.
Hoch Frankreich, hoch die Heimaterde!
Vereinigt euch zu Ruhm und Glück!

Dem Handel Ruhm, dem Fleiß des Kunstverstandes,
Der Bildung Ruhm, dem Genius, dem Geschick!
Sie alle sind der Stolz des Vaterlandes,
All' ihre Söhne ehrt die Republik.
Arbeiter ihr in wüsten Flachgeländen,
Zum Paradies sei euer Feld verkehrt!
Der Ackerbau in unerschrocknen Händen
Ist stets des Reichthums segensvoller Herd.

Des Volkes Kraftgebärde
Scheucht jeden Feind zurück.
Hoch Frankreich, hoch die Heimaterde!
Vereinigt euch zu Ruhm und Glück!

Wittwen und Waisen in der trüben Zelle
Sei eure Wohlthat, Glückliche, geweiht!
Die Gleichheit ist die reiche Freudenquelle,
Die ihre Fluth dem Strom der Wälder leiht!
Sorgt, daſs ein nützlich Thun dem Armen werde,
Er kommt zu euch, wenn ihr zu ihm euch müht;
Und du, o Volk, leih deiner Muttererde
Den Arm, und schirme sie, von Kraft durchglüht!

Des Volkes Kraftgebärde
Scheucht jeden Feind zurück.
Hoch Frankreich, hoch die Heimaterde!
Vereinigt euch zu Ruhm und Glück!

Soldaten ihr, Beschirmer unsres Strandes,
Lebend'ger Wall wider die Fremdlingsschar:
Bedroht der Feind die Flur des Vaterlandes,
So zählt auf uns zur Stunde der Gefahr!
Dem Gießbach gleich, ins Blachgefild ergossen,
Wird unser Heer mit euch zum Kampfe gehn,
Und, fest an eure Heldenreihn geschlossen,
Zu siegen wissen und dem Tod zu stehn!

Des Volkes Kraftgebärde
Scheucht jeden Feind zurück.
Hoch Frankreich, hoch die Heimaterde!
Vereinigt euch zu Ruhm und Glück!

J. Martin (von Angers).

Die Reichen.

(1848.)

Ja, ich bin arm, und arm aus Lieb' und Wollen,
Nicht haschen mocht' ich nach des Ruhmes Schaum;
Arbeit, Taback, den Becher noch, den vollen —
Und keinem Herrscher neid' ich seinen Traum,
Der lebt und stirbt — warum? er weiß es kaum.
Nur Jene hass' ich, die die Arbeit hassen,
Und sich bereichern, wenn bei Kerzenlicht
In schnöder Ruh' das Ass die Buben sticht —
's ist unser Schweiß, den sie beim Spiel verprassen . . .
Seht, darum liebt mein Herz die Reichen nicht.

Ich hasse sie, doch nicht weil sie die Reichen,
Nein, weil das Gold die Seele bringt zu Fall,
Weil sie frisiert den Pudelhündchen gleichen,
Und weil sie lüstern auf dem Opernball
Den Kankan tanzen bei Trompetenschall.
Des Armen Kind vertraut sich ihrem Kosen,
Erst schändet sie, dann stößt sie fort der Wicht,
Und wenn der Vater von Vergeltung spricht: —
Des Armen Ehr' erkaufen ja die Großen! . . .
Seht, darum liebt mein Herz die Reichen nicht.

Hat ihnen dann ein Kind das Weib geboren:
Sie lieben's nicht in ihrem goldnen Haus,
Sie haben längst die Elterntreu' verloren —
Des Armen Kind gehört ins Findelhaus,
Da löscht die Schande bald sein Hoffen aus.
Der Reue fern, in Pracht umhergetrieben,
Vergessen sie das bleiche Angesicht,
Das, Fleisch von ihrem Fleisch, sein Lallen spricht —
Ein schlechtes Herz wird nie die Kinder lieben . . .
Seht, darum liebt mein Herz die Reichen nicht.

Sie helfen wohl der Armuth trübem Jammer,
Doch rings behangen mit des Goldes Fluch;
Die Peitsche knallt — so fahren sie zur Kammer
Des Armen, der die Blicke niederschlug —
Ach, wie viel Brot gilt solch ein Wagenzug!
Ein Freund ist krank — dem Winterfrost entgegen
Hebt, dass sein Brot er mit dem Andern bricht,
Der Arme rasch der Schuhe Holzgewicht —
Was fragt die Menschlichkeit nach Koth und Regen? . . .
Seht, darum liebt mein Herz die Reichen nicht.

Dann bei den Wahlen — Arglist ohne Gleichen!
  Der schwatzt von Freiheit ohne Unterlass,
Und Jener sagt: „Ich mach' euch All' zu Reichen,
  Im Kerker, seht! ward meine Wange blass,
  Mich wählt, denn ich gelob' euch Dies und Das!"
Sein Name siegt — er trinkt den Saft der Trauben,
  Und wir bezahlen, wenn er Schoppen sticht;
  Besteuert wird sogar das Fensterlicht —
Sie stehlen noch dem Armen Treu' und Glauben . . .
  Seht, darum liebt mein Herz die Reichen nicht.

Vergesst auch nicht den Sänger in der Blouse,
  Dess Lied als Schwert im Lebenskampfe blitzt!
Die Reichen, ach! sie haben unsre Muse
  Mit ihrem Geifer täglich angespritzt —
  Sie glauben toll, dass Geist in Kleidern sitzt!
Ist gut der Rock, das Linnen weiß im Schranke,
  So meinen sie, dass klug auch das Gesicht;
  Ob wohl der Geist aus Hut und Mantel spricht?
Nein, aus dem Herzen sprudelt der Gedanke . . .
  Seht, darum liebt mein Herz die Reichen nicht.

Bis in den Tod verfolgt uns ihr Verschwenden,
  Ein Sarg — ihr hängt noch euer Silber dran!
O dass am Grab wir doch Versöhnung fänden —
  Wie mögt ihr glauben, dass der arme Mann
  Solch einen Todtenschrein bezahlen kann?
Das Kind des Reichen lässt dem Gram die Zügel
  In stolzer Gruft, wo es Gebete spricht;
  Das Kind des Armen irrt im Dämmerlicht,
Und sucht — vergebens! — nach der Mutter Hügel . . .
  Seht, darum liebt mein Herz die Reichen nicht.

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Appell an das Volk.*)

Sie sind vorbei, die Zweifels bange Stunden,
  Heil, Frankreich, dir, das neuen Ruhm gewann!
Am Himmel ward ein neuer Weg gefunden —
  Zu helfen gilt's dem kühnen Schiffersmann!
Der uns gezeigt der Menschheit Sonnenwende:
  Darf sein Talent vermodern in der Gruft? . . .
Mann aus dem Volk, gieb deine Freiheitsspende!
  Dem Vogel gleich, durchkreuzen wir die Luft.

Pétin! genähert hast du alle Fernen,
  Verhundertfacht den menschlichen Verkehr;
Es schlingt der Geist, beflügelt zu den Sternen,
  Ein einig Band um alle Völker her.
Kein Windesgott, der uns Verderben sende,
  Wenn er dem Schiff aufwühlt die Meereskluft! . . .
Mann aus dem Volk, gieb deine Freiheitsspende!
  Dem Vogel gleich, durchkreuzen wir die Luft.

---

*) Vergleiche über dies Gedicht die historische Einleitung.

Die Elemente hat der Mensch bezwungen,
Es knirscht die Welt in seiner Fessel schon;
Ihn sieht der Aar zu seinem Horst gedrungen,
Und „König“ grüßt er ihn vom Wolkenthron.
Er schweift — tief unter ihm die Felsenwände —
Ein stolzer Segler, über Berg und Schluft . . .
Mann aus dem Volk, gieb deine Freiheitsspende!
Dem Vogel gleich, durchkreuzen wir die Luft.

Unsterblich wird die Bruderliebe glänzen,
Wenn jenes hehre Götterwerk vollbracht.
Kein Sklave mehr, kein Flüchtling, keine Grenzen,
Der Krieg versinkt auf ewig in die Nacht.
Hernieder flammt, wie lichte Fackelbrände,
Ein Wort, das uns zur Weltversöhnung ruft . . .
Mann aus dem Volk, gieb deine Freiheitsspende!
Dem Vogel gleich, durchkreuzen wir die Luft.

So lasst empor uns aus dem Dunkel schweben,
Das lang' in Schlaf die Menschenseele band;
Vermag uns Flügel das Talent zu geben:
Auf, streckt entgegen ihm die Bruderhand!
Den Ruf erklingen lasst zum Weltenende:
Ein Stern erglänzt durch Nacht und Nebelduft! . . .
Mann aus dem Volk, gieb deine Freiheitsspende!
Dem Vogel gleich, durchkreuzen wir die Luft.

A. Bourgeois.

Das Lied vom Brote.

(Juni 1848.)

Wenn überm Strom im Abendschweigen
Das Rad der Mühlen stille steht,
Wenn, statt sich seiner Last zu neigen,
Des Müllers Esel weiden geht —
Dann schleicht, der Wölfin gleich an Grimme,
Die Noth ins Haus den langen Tag,
Und himmelan mit lauter Stimme
Erschallt ihr Ruf wie Donnerschlag:

Man hält nicht von den Marmorstufen
Das Volk zurück mit seiner Noth!
Denn die Natur gebeut zu rufen:
Brot thut uns noth! Wir fordern Brot!

Der Hunger tritt in unsre Massen,
Das Dorf, die Stadt, das Thal entlang.
Wohlan, versperrt uns nur die Gassen
Bei eurer Trommeln Grabesklang —
Trotz Schwert und Strang, trotz Kugelblitzen
Durchfliegt er sie mit Windeslauf,
Und auf den höchsten Thurmesspitzen
Pflanzt er sein schwarzes Banner auf!

Man hält nicht von den Marmorstufen
Das Volk zurück mit seiner Noth!
Denn die Natur gebeut zu rufen:
Brot thut uns noth! Wir fordern Brot!

Was sollen eure Söldner schaffen?
Der Hunger spendet unserm Tross
In offnem Feld geraubte Waffen,
Auf Tenn' und Flur, in Hütt' und Schloss!
Hie Sens' und Sichel, Schaufeln, Hacken!
Beim Klang der Sturmesglocke trägt
Selbst unsrer Töchter zarter Nacken
Das Mordgewehr, von Hass erregt!

Man hält nicht von den Marmorstufen
Das Volk zurück mit seiner Noth!
Denn die Natur gebeut zu rufen:
Brot thut uns noth! Wir fordern Brot

Auf! arretiert die Pöbelmasse,
Die Sensen nur und Schaufeln hat!
Errichtet selbst auf offner Gasse
Schafott und Galgen, Kreuz und Rad!
Nachdem das blanke Beil des Rächers
Beim Starren der betroffnen Brut
Vergoss das Blut des armen Schächers,
Steigt zürnend auf ein Schrei der Wuth:

Man hält nicht von den Marmorstufen
Das Volk zurück mit seiner Noth!
Denn die Natur gebeut zu rufen:
Brot thut uns noth! Wir fordern Brot!

Denn nöthig ist das Brot zum Leben,
Wie Luft und Wasser, wie die Gluth;
Nichts könnt ihr ohne Brot erstreben —
Das Brot ist Gottes Schuld und Gut.
Doch Gott hat seine Schuld bezahlet —
Verschloss er uns der Erde Schrein?
Das Licht, das uns zu Häupten strahlet,
Reift unser Korn und unsern Wein.

Man hält nicht von den Marmorstufen
Das Volk zurück mit seiner Noth!
Denn die Natur gebeut zu rufen:
Brot thut uns noth! Wir fordern Brot!

Bebautet ihr denn schon die Lande?
Es müsste ja der Saaten Gold
Färben die Flur vom Alpenrande,
Bis wo des Ganges Woge rollt!
O wühlt empor den Schoß der Erden,
Und lasst des Krieges blutig Schwert
Der Liebe stilles Rüstzeug werden,
Das seiner Kinder Zahl ernährt!

Man hält nicht von den Marmorstufen
Das Volk zurück mit seiner Noth!
Denn die Natur gebeut zu rufen:
Brot thut uns noth! Wir fordern Brot!

Was nützen uns die eitlen Klagen,
Der Königsschergen Stolz und Wuth?
Sich für der Fürsten Hass zu schlagen,
Ist unser Arm zu stark und gut!

Noch heut kann sich das Volk erheben,
Euch jähem Untergang zu weihn —
Ihr sollt dem Pflug die Erde geben,
Und Brot wird rings auf Erden sein!

Man hält nicht von den Marmorstufen
Das Volk zurück mit seiner Noth!
Denn die Natur gebeut zu rufen:
Brot thut uns noth! Wir fordern Brot!

Pierre Dupont.

Die Soldaten der Verzweiflung.

(27. Juni 1848.)

Betäubt noch vom Donner die Stirne
Der Salven, die gestern gekracht,
Sah heut ich im kranken Gehirne,
Als Alles fröhlich gelacht,
Soldaten ziehn in die Schlacht.
Das waren kühne Gestalten:
Zum Kampfe sah ich ja gehn
Die Soldaten der Verzweiflung —
Wie waren sie schön zu sehn!

Es war von diesen Soldaten
  Ein jeder ein Proletar,
Die arm aus der Hütte traten,
  Zerrissen, der Schuhe bar,
  Deren Obdach ein Boden war!
Es tragen russige Kleider
  Und Hüte von schlechter Form
Die Soldaten der Verzweiflung,
  In Lumpen als Uniform!

Sie lagerten sich auf Steinen,
  Und redeten Worte von Erz . . .
Was Furcht! sie fürchten Keinen —
  Sie haben ja Alle ein Herz,
  Das lenkt sie in Jammer und Schmerz.
Und quält sie das ferne Gebrause,
  So fliehe schnell der Despot
Die Soldaten der Verzweiflung,
  Vom Hunger geführt in den Tod!

Weh, gestern zogen die Krieger
  Zum Bürgerkampf in den Tod!
Ich wette, dass manchem der Sieger,
  Weil er die Brüder bedroht,
  Als Lohn ein Kreuzchen man bot.
Doch nach dem blutigen Jagen
  Hat Keiner wohl auf der Brust
Des Soldaten der Verzweiflung
  Ein Kreuz zu finden gewusst!

Verbannung — schreckliche Kunde!
 Sie sprachen, als Kampf uns kam:
„Wir sterben lieber zur Stunde
 Durchs Blei, als durch Hunger und Gram
 Oder bettelnd demüthig und zahm!“
Du, das die Kugel zerfleischte —
 Du gabst, o schönes Paris,
Dem Soldaten der Verzweiflung
 Nichts, als ein Grabesverließ!

Ihr nennet „Mörder“ die Masse,
 Die winselnd am Boden liegt!
Wie, hätten sie wohl im Hasse,
 Wenn sie im Kampfe gesiegt,
 Zerschmetterte noch bekriegt?
Sie hätten den Brüdern vergeben,
 Weil liebesgluthen-entfacht
Die Soldaten der Verzweiflung
 An eure Mütter gedacht!

Gold häuft ihr und Silber zusammen,
 Dass uns das Urtheil ihr sprecht —
Doch diese Schar zu verdammen,
 Habt nimmer ihr Stolzen ein Recht,
 Und euer Handeln ist schlecht.
Nach glücklichem Kampfe drückt man,
 Wie Dem mit dem Ordensband,
Dem Soldaten der Verzweiflung
 Die harte, schwielige Hand!

Schleppt nur zu Gefängnis und Frohne
  Den Mann mit trotzigem Blick —
Doch denkt: es bleibt in dem Sohne
  Ein Rächer dem Vater zurück . . .
  Das ist sein Recht und sein Glück!
Die Waisen werden euch fluchen,
  Und groß wird einstens der Sproſs
Des Soldaten der Verzweiflung —
  Dann zittert in eurem Schloſs!

Nichts habt ihr dem Armen gelassen,
  Zerschlagen den Freiheitsbaum —
Doch nehmt ihr ihm immer das Hassen,
  Seiner Nächte süßesten Traum! —
  Vorwärts! der Geschichte Raum!
O Himmel, erhöre sein Flehen,
  Und schirme den heiligen Strauß
Des Soldaten der Verzweiflung
  Für sein verödetes Haus!

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Der Tag der Sühne.

(Juli 1848.)

Wenn der ersehnte Tag, die Stunde einst geschlagen,
Wo jedem Frevel wird sein Lohn,
Und wir ein schuldiges Geschlecht ergrimmt verjagen
Im Sturm der Revolution:

Dann werden Alle, die bethränt von Milde sprechen,
Und die erschreckt der Blutbescheid,
Für die nur „Schwäche“ heißt und „Unglück“ das Verbrechen,
Und „Rache“ die Gerechtigkeit —

Sie Alle werden schrein, dass ruchlos sei die Sühne,
Nicht strafen solle man, — verzeihn;
Und fordert Blut für Blut der Richtergeist, der kühne,
So wird man faseln von „Bereun“.

Du Göttin, die vorzeit in starken, rauhen Tagen
Zu rächen jeden Mord gelehrt,
O heil'ge Nemesis, sieh unser marklos Zagen,
Zur Kinderruthe ward dein Schwert!

Ihr Phrasenhelden all', von falscher Lieb' entglommen,
Die ihr dem feigen Mörder weiht
Den Blick voll Mitleid, mög' auf eure Häupter kommen
Der Opfer Blut für alle Zeit!

Was Gnade? Lasst uns an der Brüder Tod gedenken,
An so viel' Frevel, wehevoll,
Und ihr Gedächtnis mög' uns in die Seele senken,
Statt des Erbarmens, tiefen Groll!

Gedenken lasst uns an die Zeit voll Blut und Raube,
Wo der Kanonen ehrner Mund
Die Antwort gab dem Volk, das hungernd schrie im Staube,
Und wo von Blut gedampft der Grund!

An die Entehrung denkt, der armen Jungfrau Schrecken,
Die kämpft und ihrer Schönheit flucht,
Wenn vor dem Lockungsruf der Wollust zu verstecken
Umsonst sie ihre Reize sucht!

An die Besiegten denkt, die wehrlos sanken nieder,
Gefällt vom mörderischen Blei;
In Strömen überfloss das Blut die kalten Glieder,
Rings Mordgeheul und Sterbeschrei!

Die Leichen fielen bei der Weiber Beifallwinken
Aufs Pflaster hin zu Tausenden,
Und als am dritten Tag — müd, länger Blut zu trinken —
Ihr Werk die Mörder endigten,

Da kränzte man ihr Haupt, und eure stolzen Frauen
— Im Wahn, das blut'ge Heer zu sehn,
Das ihre Mütter einst geliebt, trotz Schreck und Grauen —
Sie ließen ihre Tücher wehn.

Und dann der Morgen, der gefolgt dem schnöden Siege:
Die schändliche Angeberei,
Der Wunsch, dass jedes Recht dem Lug und Trug erliege
Nach jener wilden Meuchelei;

Die Kerker ohne Luft, in deren Pestrotunden
Der Sterbeschrei kein Echo fand,
Und wo die Henker von der Gegner frischen Wunden
Abrissen höhnisch den Verband! . . .

Geheiligt ist durch sie fortan der Rache Lodern!
Sorgt, dass ihr nicht ihr Thun vergesst,
Gedenkt der Todten, denkt, dass unsre Brüder fodern
Ein großes Sühn- und Opferfest!

An uns nun kommt die Reih'! Ihr Schurken und Verräther,
Die längst das Volk der Schande zieh,
Die ihr gebilligt feig den Mord, ihr Volksvertreter:
Weh den Besiegten! auf die Knie!

Der Sühne Tag ist da, hoch schwillt des Zornes Welle!
Ja, nicht Gebet, noch Reue kann
Euch mehr davon befrein, zu küssen jede Stelle,
Wo einst das Blut der Opfer rann.

Du blindes Werkzeug, das missbraucht die Frevler hatten,
Leb fort, du bist dem Tod zu schlecht!
Wenn sich an deinem Pfühl des todten Bruders Schatten
Erhebt, so ist das Volk gerächt.

Ihr, die, aus unsern Reihn entsprungen, uns verrathen,
Der Völker ew'ge Geißeln ihr,
Bezahlte Söldlinge der blut'gen Potentaten,
Mordknechte, sklavisches Gethier;

Und ihr, o Schachrer, die in dieser Zeit voll Sünden,
— Ein hündisch kriechendes Geschlecht, —
Berauscht von Gold und Wein, ihr stets euch zu verbünden
Den Kehlabschneidern euch erfrecht:

Fort aus dem Lande! ihr besudelt unsre Erde!
Furchtbar und drohend schon ersteht
Das Volk; o flieht hinweg, damit vergessen werde,
Dass Blut nach Blut gen Himmel fleht!

Wenn jemals ich ersehnt den Herrscherstab der Welten,
So wär' es um das Glück allein:
Das Schwert zu führen, das, zu strafen und vergelten,
Die Rachegötter uns verleihn.

Gleich sollte immer sein die Strafe dem Verbrechen.
Die That ist schnell, die Reue säumt;
Den Mörder sehen oft wir seine Fessel brechen,
Indess im Grab das Opfer träumt.

Der Leichnam sollte selbst mich lehren alle Qualen;
Denn nach der Sühne Richterspruch
Muss Aug' um Aug' und Zahn um Zahn der Frevler zahlen,
So steht's in der Vergeltung Buch.

Beschwören würd' ich auch ans Licht den Schmerz, das
Ringen
Vergessner Zeit, verweht im Wind,
Und allen Todten wollt' ich endlich Sühne bringen,
Die heut noch ungerochen sind.

Denn groß und heilig ist das hehre Werk der Sühne,
Und wie ein Vorwurf allezeit
Klagt himmelan empor von dieser Erdenbühne
Ein jedes ungerochne Leid.

Aus Furcht, dass unerhört man jemals könnte wähnen
Der Opfer letzten Sühneschrei,
Hat man geglaubt, dass Gott, den Himmel zu versöhnen,
Am Kreuze selbst gestorben sei.

Louis Ménard.

Nach Golgatha!

(August 1848.)

Die Freiheit altert in den Finsternissen,
Denn himmelan erglänzt der Kön'ge Pracht:
Doch du beweinst, in Gram und Noth gerissen,
Gefangnes Volk! der Kinder Schmerzensnacht.
Arm und erschöpft, geschmiegt an deine Kette,
Trägst du das Joch, und deine Kraft entwich . . .
Wie Christus, wandle zu der Schädelstätte —
Der Himmel wird sich öffnen auch für dich!

Im Februar — ob tausendfach betrogen —
Hast du gesiegt, und du zerschlugst das Beil!
Ein Jeder rief vor deinen stolzen Wogen:
„Das Volk ist Herr!" „Hut ab!" „Dem Volke Heil!"

Doch heut? — Man speit vor deinem Schmerzensbette,
Und sagt, dass über Nacht dein Stern erblich . . .
Wie Christus, wandle zu der Schädelstätte —
Der Himmel wird sich öffnen auch für dich!

Ach, du verfolgtest eines großen Traumes
Erhabnes Ziel, vom Himmel selbst gesandt;
Dein Blut befruchtete den Saft des Baumes,
Den in den Grund einsenkte deine Hand.
Verwaistes Volk! dir blieben Dorn und Klette,
Wenn deine Sichel durch die Garben strich . . .
Wie Christus, wandle zu der Schädelstätte —
Der Himmel wird sich öffnen auch für dich!

Dein edles Herz, es darf sich nicht verhehlen:
Verleumder wohnen unter deinem Zelt;
Verräther gar und schlechte Feiglingsseelen,
Die über dich den Richterspruch gefällt.
Doch ernst und streng, dass sie dein Elend rette,
Rüstet zum Spruch die Weltgeschichte sich . . .
Wie Christus, wandle zu der Schädelstätte —
Der Himmel wird sich öffnen auch für dich!

Um deinen Durst, den brennenden, zu stillen,
Trink aus den Essigschwamm, den man dir bot,
Lass um dein Haupt die Dornenkrone quillen,
Und stirb als Schächer selbst den Kreuzestod!
Drei Tage ruhst du kaum im Grabesbette:
Dann beugt die Welt dem Auferstandnen sich . . .
Wie Christus, wandle zu der Schädelstätte —
Heut öffnet sich der Himmel noch für dich!

Alexandre Guérin, Handlungskommis.

Sieger und Besiegte.

(August 1848.)

Warum, o Dichter, reizt mit eurem Singen
Ihr ewig neu der Sieger alten Groll?
Ach, reiner lasst der Saiten Gold erklingen,
Wenn euer Lied das Volk umschweben soll!
Was hilft's, den Speer in unsre Brust zu stechen?
So lenkt man nicht uns in der Tugend Gleis —
O, lehrt das Volk mit seinem Dichter sprechen:
„Besiegten Gnade, und dem Sieger Preis!"

Ich hab's verziehn, wenn auf des Kampfes Bühne
Das Schwert in waffenlose Streiter hieb,
Ich hab's verziehn, gedenkend, dass die Sühne
Allüberall das Recht Zertretner blieb.
Doch heute soll sich auf die Masse senken,
Versöhnung predigend, das Friedensreis,
Heut soll die Menschlichkeit das Banner lenken —
Besiegten Gnade, und dem Sieger Preis!

Ich seh' den Hohn aus eurem Liede blitzen,
Weil jüngst das Volk des Landes König war;
Wie mögt ihr nun des Spottes Pfeile schnitzen,
Weil euch im Sieg geliebt der Proletar?
Er griff in seine Brust mit Friedenstönen,
Und sprach, das Herz von Liebesgluthen heiß:
„Der Mutter Zähren sollst du nicht verhöhnen —
Besiegten Gnade, und dem Sieger Preis!

O seht, wie stets sie mit dem Winde laufen,
 Wie heut sie Dies und morgen Das geschmählt,
Bereit, um Gold die Herzen zu verkaufen,
 Wenn sie das Volk in seine Kammer wählt.
Herunter reißt die Maske jetzt den Feigen,
 Die nur die Thaler zu verdoppeln weiß!
Der Republik soll ihre Stirn sich neigen —
 Besiegten Gnade, und dem Sieger Preis!

Dem Sieger Preis! Erzittert auf den Thronen,
 Rings strömt das Volk in eure Burg hinein!
Herab von eurer Stirn die Königskronen,
 Die wir zerschmettern auf dem Pflasterstein!
Brutus war groß und wusste groß zu hassen,
 Doch wir sind größer noch im Heldenkreis:
Wir haben euch des Lebens Gut gelassen —
 Besiegten Gnade, und dem Sieger Preis!

O glaubt es uns: vorüber ging das Scherzen,
 Das Volk ist ernst auf seiner stillen Wacht;
Es spottet nicht mit seiner Armuth Schmerzen,
 Und seine Zukunft glüht in Friedenspracht.
Beruhigt euch mit eurer bleichen Miene:
 Wir wagen nicht uns auf des Schreckens Eis,
Des Herzens Ruf zerbricht die Guillotine —
 Besiegten Gnade, und dem Sieger Preis!

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Hans Traubensaft.

Hans Traubensaft in grauer Rinde
Hat trüb den Winter zugebracht;
Nun blüht er auf in dunkler Pracht,
Und fürchtet weder Frost, noch Winde.
Pausbäckig ist er, roth und weiß,
Und strahlend, wie das Licht der Sonnen,
Ergießt er bald sich in die Tonnen,
Von Kraft und Jugendfeuer heiß.

Im Namen goldner Bergesfluthen,
Bestimmt, durch alle Welt zu gluthen:
Platz, Platz da für Hans Traubensaft!
Hans Traubensaft zerbrach die Haft,
Er glüht als Wein in neuer Kraft —
Passieren lasst Hans Traubensaft!

Ein Held, gereift im Sonnenfeuer,
Der frei auf Berges Gipfel stand —
So braust er fort durch alles Land,
Trotzend dem Zehnten und der Steuer.
Vergessend Noth und Sklavenhaft,
Umthürmt von Flaschen und von Bechern,
Singt eine Jubelschar von Zechern
Die Wunder von Hans Traubensaft.

Im Namen goldner Bergesfluthen,
Bestimmt, durch alle Welt zu gluthen:
Platz, Platz da für Hans Traubensaft!
Hans Traubensaft zerbrach die Haft,
Er glüht als Wein in neuer Kraft —
Passieren lasst Hans Traubensaft!

Mit Ros' und Rebenlaub umwunden,
Der Lüge fern, ein froher Gast —
So lässt von jeder Schmerzenslast
Er neu das kranke Herz gesunden.
Die Könige zu böser Frist
Einforderten von ihm die Batzen,
Dann fälschten ihn die Kellerratzen,
Die Zöllner und der Wirthe List.

Im Namen goldner Bergesfluthen,
Bestimmt, durch alle Welt zu gluthen:
Platz, Platz da für Hans Traubensaft!
Hans Traubensaft zerbrach die Haft,
Er glüht als Wein in neuer Kraft —
Passieren lasst Hans Traubensaft!

Im Februar, in trotz'gen Reihen,
Begeistert von der Liebe Gluth,
Beschloss das Volk, aus seiner Hut
Den lust'gen Bruder zu befreien.
Es sang mit lustentflammtem Blick
An jenem Tag in Siegeswonnen
Den alten Wein, die frischen Tonnen,
Die Reben und die Republik!

Im Namen goldner Bergesfluthen,
Bestimmt, durch alle Welt zu gluthen:
Platz, Platz da für Hans Traubensaft!
Hans Traubensaft zerbrach die Haft,
Er glüht als Wein in neuer Kraft —
Passieren lasst Hans Traubensaft!

Doch weh, der Jubel ging zu Ende!
Es kam ein ander Parlament,
Das schmähend ihn „Rebellen“ nennt,
Und ihm geknebelt Füß' und Hände.
Der arme Klausner flehte bang,
Still lag er schlummernd wie ein Todter,
Man klagt' ihn an: „Du bist ein Rother!“ . . .
Und nimmermehr die Menge sang.

Im Namen goldner Bergesfluthen,
Bestimmt, durch alle Welt zu gluthen:
Platz, Platz da für Hans Traubensaft!
Hans Traubensaft zerbrach die Haft,
Er glüht als Wein in neuer Kraft —
Passieren lasst Hans Traubensaft!

Es gährt und braust in seinem Fasse,
Der heute still gefangen liegt;
Der Rauch in leichtem Spiel entfliegt,
Und bricht sich durch den Schlot die Gasse.
Ach, besser schlüget ihr in Haft
Das Holz, mit dem sie ihn entfärben,
Das Gift, mit dem sie ihn verderben:
Den lust'gen Bruder Traubensaft!

Im Namen goldner Bergesfluthen,
Bestimmt, durch alle Welt zu gluthen:
Platz, Platz da für Hans Traubensaft!
Hans Traubensaft zerbrach die Haft,
Er glüht als Wein in neuer Kraft —
Passieren lasst Hans Traubensaft!

Tragt nur herbei mit kind'schem Lallen
Die Nägel, Holz und Lanzenschaft,
Und schlagt ans Kreuz Hans Traubensaft —
Der Teufel wetzt sich drob die Krallen!
Wie Gottes eingeborner Sohn:
So wird, der Welt zurückgegeben,
Hans Traubensaft dem Grab entschweben
Zur großen Völkerkommunion.

Im Namen goldner Bergesfluthen,
Bestimmt, durch alle Welt zu gluthen:
Platz, Platz da für Hans Traubensaft!
Hans Traubensaft zerbrach die Haft,
Er glüht als Wein in neuer Kraft —
Passieren lasst Hans Traubensaft!

Gustave Mathieu.

Gesang der Studenten.

Studenten, auf zum frohen Bunde,
Jünglinge ihr der freien That!
Dem Volke lauscht und seiner Kunde,
Pfeift Malthus aus mit seinem Rath!
Auf ihrer Stirn der Freiheit Stempel,
Bahnt sich den Weg die junge Schar;
Zwei Säulen hat der Zukunft Tempel —
Es sind: Student und Proletar!

Marschiert ohne Trommeln und Pfeifen,
Zu erobern die neue Welt,
Und lasst in die Brust euch das Todesblei greifen,
Wie gethan Robert Blum, der prächtige Held!

Ist nicht die Arbeit Quell des Strebens,
Das uns zum Lichte kämpfen lehrt,
Das Brot, das karge Pfund des Lebens,
Das Buch, die Kleidung und der Herd?
O dass doch stets die strenge Muse
Nach rechts und links bei Seite schweift!
Es schlägt ein Herz auch in der Blouse,
Das froh nach Kunst und Wissen greift!

Marschiert ohne Trommeln und Pfeifen,
Zu erobern die neue Welt,
Und lasst in die Brust euch das Todesblei greifen,
Wie gethan Robert Blum, der prächtige Held!

Mag auch das Licht der Sonne blenden
Den trüben Blick der Eulenschar:
Uns lasst marschieren, Hand in Händen,
Studenten hie, hie Proletar!
Die heut noch unser Ende träumen,
Erleuchten lasst uns ihren Geist,
Und lasst den Wein der Liebe schäumen,
Der uns des Lichtes Sieg verheißt!

Marschiert ohne Trommeln und Pfeifen,
Zu erobern die neue Welt,
Und lasst in die Brust euch das Todesblei greifen,
Wie gethan Robert Blum, der prächtige Held!

Nicht mehr soll Bier und Tanz uns rauben
Der Muße Zeit in nicht'gem Spiel,
Und nicht allein Cytherens Lauben
Sind unsrer Herzenswünsche Ziel.
Die Wissenschaft ist unsre Liebe,
Ist unsre junge Republik . . .
Hernach — o glaubt uns! — Amor bliebe
Nicht aus mit seinem Silberblick!

Marschiert ohne Trommeln und Pfeifen,
Zu erobern die neue Welt,
Und lasst in die Brust euch das Todesblei greifen,
Wie gethan Robert Blum, der prächtige Held!

Weh uns, man hat zu blut'gen Pfaden
Gelenkt die Revolution!
Es öffnen sich den Kanonaden
Der Städte weite Gassen schon.
Ankeuchen hört ihr schon die Rosse —
Es sank der Stern des Februar!
Und hochauf blitzen die Geschosse . . .
Bald naht auch die Kosakenschar!

Marschiert ohne Trommeln und Pfeifen,
Zu erobern die neue Welt,
Und lasst in die Brust euch das Todesblei greifen,
Wie gethan Robert Blum, der prächtige Held!

Hurrah, ihr wackern Jünglingsherzen
Von Wien, Berlin, vom Seinestrand!
Allüberall Studentenkerzen,
Und jubeln sollte frei das Land!
Zurück, ihr Feinde unsers Strebens!
Wir sind die Fackeln einer Welt —
Euch aber hat der Herr des Lebens
Als seine Geißeln hingestellt!

Marschiert ohne Trommeln und Pfeifen,
Zu erobern die neue Welt,
Und lasst in die Brust euch das Todesblei greifen,
Wie gethan Robert Blum, der prächtige Held!

Pierre Dupont.

Die Taube.

(September 1848.)

Mein Vöglein, komm, du meine weiße Taube,
Und trag dies Blättchen freundlich mir empor!
Seht, Jäger, seht, sie ruht in jenem Laube,
Lenkt ab von ihr das mörderische Rohr!
Bis zu dem Grabe wird sie heut entschweben,
Das unsre Gatten, unsern Sohn umhegt . . .
O schonet mild der armen Taube Leben,
Die unsern Gruß zu den Verbannten trägt!

Zerstöret nicht die Hoffnung unsrer Waisen —
Wozu denn Tod, wenn ihr nicht tödten müsst?
Ihr wisst ja nicht, wie oft den Hals, den weißen,
Der Mutter und der Kindlein Mund geküsst.
Darf selbst kein Gruß sich zum Verbannten heben
Aus einer Brust, die treu dem Vater schlägt?...
O schonet mild der armen Taube Leben,
Die unsern Gruß zu den Verbannten trägt!

Denk, Jäger, an die Mütter heut, die armen —
Wirst du nicht weinen, wenn die deine stirbt?
Mit unsern Thränen hab ein mild Erbarmen,
Dass einst dein Herz dir süßen Lohn erwirbt!

Was könnt ihr Schönres wohl der Mutter geben,
Als Kindesgruß, wenn ihre Stunde schlägt? . . .
O schonet mild der armen Taube Leben,
Die unsern Gruß zu den Verbannten trägt!

Ach, das Exil wird euren Bau zerschlagen,
Verbannung ist ein Gift für Herz und Haupt;
Ein böser Krebs, wird sie die Brust zernagen,
Ein Hauch der Noth — und ihr seid hingeraubt!
Für eure Lieben solltet ihr auch beben,
Wenn sich der Gram um unsre Hoffnung legt . . .
O schonet mild der armen Taube Leben,
Die unsern Gruß zu den Verbannten trägt!

Ha, dort ein Aar! er weist ihr seine Krallen —
Mein armes Täubchen, haste deinen Flug!
Es knackt ein Hahn — ach, du wirst niederfallen,
Die unsern Gruß zum fernen Strande trug!
Doch nein! verblutend sinkt der Aar zum Staube,
Erbarmen hat das Todesblei gehegt . . .
Dank, Jäger, Dank! du rettetest die Taube,
Die unsern Gruß zu den Verbannten trägt!

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Gesang der Soldaten.

(Herbst 1848.)

Das ist der Kön'ge letztes Beten!
  Europa glüht im Kriegesschein!
Soldaten, lasst zum Volk uns treten,
  Und länger nicht Gendarmen sein!
O seht, die Länder alle rufen
  Zu Frankreichs Namen hoffend auf —
Lasst Hügel sein der Alpen Stufen
  Für Ross, Geschütz und Streiterhauf!

Zum Kampf, wo Siegesgötter thronen!
  Wir richten jeden Henkersmann,
  Der Freie that in Haft und Bann,
  Und dessen Stirne Frevel sann!
Denn Brüder sind uns die Nationen,
  Und Feind ein jeglicher Tyrann!

Süß ist dem Krieger wohl die Palme,
  Wenn sie ein edler Strauß ihm flicht —
Doch nimmer die Cypressenhalme,
  Wo Bruder gegen Bruder ficht!
Wie! Brüder zu der Richtstatt schleifen,
  Dem Opfer gleich, mit blut'ger Hand,
Heißt ja den Kranz vom Haupte streifen,
  Heißt schmähen ja das Vaterland!

Zum Kampf, wo Siegesgötter thronen!
Wir richten jeden Henkersmann,
Der Freie that in Haft und Bann,
Und dessen Stirne Frevel sann!
Denn Brüder sind uns die Nationen,
Und Feind ein jeglicher Tyrann!

Wie lange hat in Schimpf getragen
Die Welt das Joch der Politik!
Wir glaubten, dass zu bessern Tagen
Uns eingeführt die Republik!
Wir haben sie mit dir geschaffen,
O Volk, im Sturm des Februar;
Wir ließen dich den Lorber raffen,
Und gingen selbst des Kranzes bar!

Zum Kampf, wo Siegesgötter thronen!
Wir richten jeden Henkersmann,
Der Freie that in Haft und Bann,
Und dessen Stirne Frevel sann!
Denn Brüder sind uns die Nationen,
Und Feind ein jeglicher Tyrann!

Des Tigers denken wir im Norden,
Um dessen Haupt die Krone glüht;
Es heißt sein Sprung: ein Volk ermorden,
Und Blutbegier sein Auge sprüht.
Beim Schlag der Moskowiterknuten
Wird bald im ganzen Abendland
Des Lebens heißer Puls verbluten,
Wenn uns der Knechtschaft Fessel band!

Zum Kampf, wo Siegesgötter thronen!
Wir richten jeden Henkersmann,
Der Freie that in Haft und Bann,
Und dessen Stirne Frevel sann!
Denn Brüder sind uns die Nationen,
Und Feind ein jeglicher Tyrann!

Es würde hoch die Luft durchzucken
Der Scheiterhaufen helle Gluth;
Baschkiren würden und Kalmucken
Im Fluge sätt'gen ihre Wuth,
An Gold und Wein, an Kind und Frauen;
Im Rausch und über Trümmern her —
So würden ihren Zug wir schauen,
Und Stadt und Dorf ein Flammenmeer!

Zum Kampf, wo Siegesgötter thronen!
Wir richten jeden Henkersmann,
Der Freie that in Haft und Bann,
Und dessen Stirne Frevel sann!
Denn Brüder sind uns die Nationen,
Und Feind ein jeglicher Tyrann!

Soldaten, lasst auf diese Horden
Des Schwertes Strahl herniederlohn,
Die, lauernd an der Donau Borden,
Die Zukunft zu vernichten drohn!
Kanonen, lasst die Schlünde blitzen!
Trompeten, schmettert wild darein!
Und mit der Bajonette Spitzen
Lasst uns dem Geist Erretter sein!

Zum Kampf, wo Siegesgötter thronen!
Wir richten jeden Henkersmann,
Der Freie that in Haft und Bann,
Und dessen Stirne Frevel sann!
Denn Brüder sind uns die Nationen,
Und Feind ein jeglicher Tyrann!

Weh, wenn das Vaterland vergäße,
Dass wir von Kampfbegierde glühn!
Nein, lasst beim Klang der Marseillaise
Des Kampfes rothe Rosen blühn!
Lasst helle Siegesklänge dichten
Des Schwertes sprühnden Flammenblick!
Und lasst den letzten König richten
Die eine Völkerrepublik!

Zum Kampf, wo Siegesgötter thronen!
Wir richten jeden Henkersmann,
Der Freie that in Haft und Bann,
Und dessen Stirne Frevel sann!
Denn Brüder sind uns die Nationen,
Und Feind ein jeglicher Tyrann!

Pierre Dupont.

Die barmherzige Schwester.

(1849.)

Dank, Engel, der in diesen kalten Mauern
Sechs Monde lang ob meinem Leben wacht,
Der ohne Schmerz die Jugend sieht vertrauern,
Und nie an seinen Opfermuth gedacht!
Ach, wenn die Tugend, die in unserm Treiben
Zur Schande ward, das Herz gen Himmel hebt:
Du wahrtest dir die Ehre, gut zu bleiben —
Dank, Liebesengel, der mein Haupt umschwebt!

Wenn mir der Schmerz die Brust zum Hass entfachte,
Theilst du mir heil'ge Liebesklänge mit,
Und wenn ich weinend an mein Leid gedachte,
Sprichst du von Jenem, der für Alle litt.
Wenn ich geflucht, dass sie mit Schwertesschlägen
Gelohnt, als wir in heil'gem Kampf gebebt,
Redest du sanft von meiner Mutter Segen —
Dank, Liebesengel, der mein Haupt umschwebt!

Wie liebt' ich sie! Nun ruht sie unterm Hügel,
Ach, ihre Züge trägt dein Angesicht!
Dem Knaben sprach man einst: „Auf goldnem Flügel
Trug sie ein Engel zu des Friedens Licht."
Ob manch ein Herz, erfüllt von Gluth und Lieben,
Mich auch verließ und nun im Himmel lebt:
Es sind noch Engel auf der Erde blieben —
Dank, Liebesengel, der mein Haupt umschwebt!

Gedenkst du noch, wie lächelnd du verbunden
Am Schlachtentag in Kämpfen und Gefahr
Den Proletar, bedeckt mit seinen Wunden?
Ich, theure Schwester, bin der Proletar!
Du sprachst: „Zum Feinde geh mit Friedenstönen,
Und „Bruder!" sprich, dass ihr die Hand euch gebt,
Die Kugel wird den Krieger nicht versöhnen" —
Dank, Liebesengel, der mein Haupt umschwebt!

Seit jener Stunde liebt dich meine Seele,
Das Herz erbebt, wenn mich dein Auge trifft ...
O, fürchte Nichts! die Lieb' ist ohne Fehle,
Zu brechen wusst' ich sie ... ich habe Gift ...
Was wirst du bleich? Vergieb den Erdenmängeln,
Da rein die Liebe sich gen Himmel hebt;
Man liebt ja nicht, man betet nur zu Engeln —
Dank, Liebesengel, der mein Haupt umschwebt!

Sieh, morgen wird der Todeskampf beginnen,
Wenn still die Schwester bei dem Armen kniet;
Sie betet leis, ich seh' die Thräne rinnen,
Und trocknen wird die Hand das Augenlid.
Wenn Todesküsse meine Wang' entfärben
Und überm Aug' die matte Wimper bebt,
Soll noch die Lippe flüstern dir im Sterben:
Dank, Liebesengel, der mein Haupt umschwebt!

Gustave Leroy,

Nähkastenarbeiter.

Romanze vom Pappelbaum.

(1849.)

Vor meinem Fenster stieg entlang
Ein wunderschöner Pappelbaum,
Und in des höchsten Wipfels Raum
Sein Minnelied ein Vöglein sang,
Das leicht und fröhlich wie im Traum
In meiner Seele wiederklang.

In Reisig will ihn nun das Erz
Entblättern,
Zu meines Pappelbaumes Schmerz;
Es klirrt das Eisen niederwärts,
Zu schmettern
In meines Pappelbaumes Herz.

Bevor er hier am Markte stand,
Und auf die Trümmer von Paris
Die grünen Zweige wallen ließ,
Hat er sich einst am Tiberstrand
Gewiegt, wo ihn willkommen hieß
Ein schönrer Lenz vom Alpenrand.

In Reisig will ihn nun das Erz
Entblättern,
Zu meines Pappelbaumes Schmerz;
Es klirrt das Eisen niederwärts,
Zu schmettern
In meines Pappelbaumes Herz.

Ihn pflanzte zu der Freiheit Zier
In fremden Grund der Februar,
Als eine Weltensonne klar
Herabgeleuchtet dort und hier.
Warum denn heut zerschlagt ihr gar
Der Hoffnung fröhliches Panier?

In Reisig will ihn nun das Erz
Entblättern,
Zu meines Pappelbaumes Schmerz;
Es klirrt das Eisen niederwärts,
Zu schmettern
In meines Pappelbaumes Herz.

Ach, besser fühlt' ich, reiner mich,
Wenn aus der Abendlüfte Reich
In seinem Laub, dem Haare gleich,
Ein Fächeln durch die Zweige strich.
O gebet mir ein Reis sogleich,
Eh' seine Lebenskraft entwich!

In Reisig will ihn nun das Erz
Entblättern,
Zu meines Pappelbaumes Schmerz;
Es klirrt das Eisen niederwärts,
Zu schmettern
In meines Pappelbaumes Herz.

Das Reis im Grunde senk' ich ein
Zu meiner Blumen Gartenflor,
Die mir ein treuer Schwesternchor,
Und du, du sollst mein Bruder sein;
An Baumes Statt, den ich verlor,
Folgst du mir einst zum Todtenhain.

In Reisig will ihn nun das Erz
Entblättern,
Zu meines Pappelbaumes Schmerz;
Es klirrt das Eisen niederwärts,
Zu schmettern
In meines Pappelbaumes Herz.

Pierre Dupont.

Die Kolonisten von Algier.

(1849.)

Der Winter naht! Verloren Gut und Habe,
Uns drückt ein Weh, das auch der Heimat droht;
So lasst uns gehn — es ist die letzte Gabe,
Die unser Leiden dem Jahrhundert bot!
So lasst uns gehn ... hinweg zum Klippenrande ...
Um Felsen lasst uns fliehn der Heimat Zier —
Ein Lebewohl dem theuren Vaterlande,
Zu Schiffe, Kolonisten von Algier!

Geliebtes Land, nimm unser letztes Flehen,
Hast für die Kinder nicht mehr Brot genug!
Wir sahen schon des Hungers Fahne wehen,
Die schwarz der Tod durch grüne Felder trug.

Als Opfer sinken wir im Wüstensande,
Indess in Gold erglühn die Säle hier —
Ein Lebewohl dem theuren Vaterlande,
Zu Schiffe, Kolonisten von Algier!

Heimat, leb wohl! Du müsstest ja erröthen,
Wenn du die Kinder schautest betteln gehn!
Den Künstler wird fortan das Elend tödten,
Er muss für dich am Wall als Schanzer stehn.
Von dir zerrissen sind die Liebesbande,
Wir lassen dich und jede Lust mit dir —
Ein Lebewohl dem theuren Vaterlande,
Zu Schiffe, Kolonisten von Algier!

O sprich: warum die Opfer stets erneuen?
Warum die Einen reich, wenn Andre arm?
Du könntest Alle ja mit Lust erfreuen,
Und stößt uns fort zu Noth und Seelenharm!
Du siehst uns ziehn im härenen Gewande...
Du rufst uns nicht... o Gott! so scheiden wir —
Ein Lebewohl dem theuren Vaterlande,
Zu Schiffe, Kolonisten von Algier!

Die Brise weht, die Segel rasch zu füllen,
Der Tag erlischt und jedes Hoffen flieht,
Die Sterne blinken aus den Wolkenhüllen,
Der letzte Vogel sang sein Abendlied.
Das Ufer weicht... ein Leuchten noch vom Strande...
Dann Alles Nacht, wie in der Seele hier —
Ein Lebewohl dem theuren Vaterlande
Entklang den Kolonisten von Algier.

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Der alte Demokrat.

Die Zeit, mein Sohn, geht schwanger mit Gewittern,
Weil man der Freiheit goldnen Bau zerbrach;
Sie zu beschirmen, darfst du nie erzittern …
Sieh, du bist jung, und ich bin alt und schwach!
Die Büchse, noch geschwärzt vom Pulverdampfe
Der letzten Schlacht, entsinkt den Händen schon;
Junger Soldat, zieh hin zum Völkerkampfe —
Nimm dies Gewehr, und führ es gut, mein Sohn!

Die Fürsten hasse! Denn in Hass verflochten
Hat ihr Gaukelkunst der Völker Schar.
Ich habe zweimal gegen sie gefochten —
Der Julikämpfer stritt im Februar!
O, sie sind schlecht! sie können nur versprechen,
Und halten Nichts auf ihrem goldnen Thron;
Siehst du sie neu der Völker Glück zerbrechen —
Nimm dies Gewehr, und führ es gut, mein Sohn!

Oft schon, durch seiner Wächter Trug verrathen,
Erlag das Vaterland der Fremden Joch. —
Wenn wieder einst der Feind auf unsre Saaten
Die Tritte lenkt, der Rosse wild Gepoch;
Und wenn vielleicht Gefahren uns umkreisen,
Wenn Noth und Tod dem Heimatlande drohn:
Dann magst du kühn die Brust der Kugel weisen —
Nimm dies Gewehr, und führ es gut, mein Sohn!

Ich sah des Volkes sturmgepeitschte Wellen
Vergeblich branden an dem Damm der Macht
Und himmelan in heißem Zorne schwellen —
Als Kämpfer stand ich in der Junischlacht!
Ob durch die Straßen floss des Blutes Lache,
Ob sich gesättigt auch der Sieger Hohn:
Heilig, mein Kind, ist stets des Volkes Sache —
Nimm dies Gewehr, und führ es gut, mein Sohn!

Um ruhig einst dein Tod ins Aug' zu blicken —
Nimm dies Gewehr, das ich so treu geliebt!
Und mag der Himmel gnädig dir es schicken,
Dass nicht zu bald es Kampf und Fehde giebt!
Doch wollt' ein Herr die Völker neu zerklauben,
Und zwäng' uns gar zu Dienst und Sklavenfrohn:
Dann — treu dem Recht und treu des Vaters Glauben —
Nimm dies Gewehr, und führ es gut, mein Sohn!

Hippolyte Demanet.

Napoleon der Große
(1849.)

Da Themis ernsten Augs mein Lied bewacht,
Erweck' ich nicht des Hasses Sturmgeläute.
Napoleon . . . doch scheid' ich mit Bedacht
Den von Sankt Helena und Den von heute!
Gern folg' ich jenes großen Namens Spur,
Den nicht der Hass umstrahlt mit blut'gem Scheine,
Und kühn betret' ich der Paläste Flur;
Denn wisst: in allen Liedern nur
Ist es der Große, den ich meine.

Als er, ein junger Held, von Frankreichs Glück
Geträumt, das hehr sich seinem Aug' entrollte,
Ahnt' er wohl nicht, dass einst die Republik,
Der Freiheit Werk, sein Arm zerstören sollte.
Ein schlechter Bürger freilich war er doch,
Wer ist, der seine Frevel nicht beweine?
Er zwang die Welt in seiner Herrschaft Joch,
Doch that er manches Gute noch —
Es ist der Große, den ich meine.

Als in des Papstthums ruchlos schnödem Bann
Italien schmerzvoll drohte zu verenden,
Wies er ihm seinen Theil der Freiheit an,
Nicht, um noch schlimmre Knechtschaft ihm zu spenden.
Und wenn er auch aus manchem Tiberschloss
Entführte Bilder, Gold und Marmelsteine:
Hört' ich doch nie, dass er die Stadt beschoss,
Ein heuchlerischer Bundsgenoss —
Es ist der Große, den ich meine.

Gesetze gab er uns, die im Gebraus
Der Zeiten heut noch unser Ruhm und Sehnen;
Er theilte Namen, Titel, Würden aus
Für Thaten, die wir ohne Scham erwähnen.
Nachdem gebebt vor seiner Siegesmacht
Die Fürsten all' von Moskau bis zum Rheine:
Hätt' er in Straßburg nicht mit Unbedacht
Zu Falle seinen Ruhm gebracht —
Es ist der Große, den ich meine.

Wie zu Boulogne Revue gehalten ward,
Hab' ich, o Thiers, in deinem Buch gelesen;
Ein Kreuz dort lohnte manchen Knasterbart,
Der kühn und tapfer in der Schlacht gewesen.
„Ein Sporn zu neuen großen Thaten sei,"
So sprach der Held, „das Ehrenkreuz, das reine!"
Er hätte nicht in frevler Meuterei
Entsandt ein brudermördrisch Blei —
Es ist der Große, den ich meine.

Als im Zenith er seines Glanzes stand,
Drückt' ihn zu Boden das Gewicht des Ruhmes;
Nach Elba sah er schmählich sich verbannt —
O trübe Nemesis des Heldenthumes!
Allein er kam zurück in Siegerpracht,
Sein Stern erblitzt' aufs Neu' in goldnem Scheine,
Als Kaiser trat er aus des Kerkers Nacht,
Und nicht vermummt in Maurertracht —
Es ist der Große, den ich meine.

Dem Zufall nur erlag sein großes Herz,
Ihr kennt von Waterloo die trübe Mähre!
Er ward besiegt — doch bleibt ihm allerwärts
Des Helden Ruhm, des Weltbesiegers Ehre.
Zu arglos schritt er in des Feindes Kahn,
Auf Großmuth hoffend — ach, es ward ihm keine!
Doch er, deß Stern erlosch im Ocean,
Beschloß im Tollhaus nicht die Bahn —
Es ist der Große, den ich meine.

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Das Duell.

(1849.)

Nein, Bruder, glaube mir: du schlägst dich nicht!
O müde sind wir längst das Blutgericht!
So theuer eingekauft, erscheint als Schmach die Ehre,
Indess die wahre Ehr' für dich Verzeihung wäre;
Des Nächsten Mord verbeut die junge Völkerlehre —
Bruder, du schlägst dich nicht!

Nein, Bruder, glaube mir: du schlägst dich nicht!
Die Ehre flieht, wo man von Rache spricht.
Was! überzeugen soll der Geist, wenn er entschlafen?
Heut mag vielleicht dein Arm den schlechten Raufer strafen,
Doch morgen tödtest du mit gleichem Schwert den Braven —
Bruder, du schlägst dich nicht!

Nein, Bruder, glaube mir: du schlägst dich nicht!
Warum uns opfern, eh' der Tod uns bricht?
Mein Weib vermochtest du zur Schande zu verleiten,
Nun muss ich um mein Recht mit Schwertesgründen streiten;
Du schändest mich, und dann willst du mir Tod bereiten? —
Wahrlich, du schlägst dich nicht!

Nein, Bruder, glaube mir: du schlägst dich nicht!
Dein Arm soll schaffen, dass er Segen spricht.
Wie leicht, dass du im Kampf des Gegners Haupt erschlagen;
Die armen Kinder, o! sie werden dich verklagen,
Und weinend und verhärmt dich nach dem Vater fragen —
Bruder, du schlägst dich nicht!

Nein, Bruder, glaube mir: du schlägst dich nicht!
Kein Prahler sei, der scherzend Degen bricht!
Der Ruhm ist feig und schlecht, den Raufer sich erwerben,
Verachten sollst du ihn, er kann dich nur verderben;
Doch ewig sei bereit, für Recht und Licht zu sterben —
Bruder, du schlägst dich nicht!

Nein, Bruder, glaube mir: du schlägst dich nicht!
Wer sich geweiht der Zukunft Morgenlicht,
Hat nimmer Recht, wenn er dem Wahn sich hingegeben,
Und keine Palme wird des Todten Haupt umschweben;
Der Freiheitskämpfer darf nicht scherzen mit dem Leben —
Bruder, du schlägst dich nicht!

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Gesang der Transportierten.

(Herbst 1849.)

Wenn an des Meeres tiefster Stelle
Der Haifisch oder Kachelot,
Der riesige Pirat der Welle,
Die Fischbrut zu verschlingen droht:
Beweinen wir in diesen Tagen,
Gefesselt an den fremden Strand,
Dahin der Sturm uns jüngst verschlagen,
Die Freiheit und das Vaterland.

Doch wird für dich ein Jeder freudig sterben,
Ob heut auch durch dein schwarzes Brot genährt,
O heil'ge Republik, die uns verklärt!
Und wird noch ohne Gram verderben —
Wir schwören dir's, der Zukunft Erben,
Bei Saint-Méry und unserm Schwert!

Die Möve mit betäubtem Flügel,
Des Meeres Schwalbe, lehrt die Brut,
Wenn sich die schwarzen Wasserhügel
Gelegt, den luft'gen Weg der Fluth —
Doch unsre Brut verlor zur Stunde
Des Vaters Arm, der Jugend Lust,
Und schmerzlich weist dem durst'gen Munde
Der Mutter Hand die dürre Brust.

Doch wird für dich ein Jeder freudig sterben,
Ob heut auch durch dein schwarzes Brot genährt,
O heil'ge Republik, die uns verklärt!
Und wird noch ohne Gram verderben —
Wir schwören dir's, der Zukunft Erben,
Bei Saint-Méry und unserm Schwert!

Wenn unsre Schar in fremdem Raume
Den langen Tag am Ufer liegt,
Und sich in einem süßen Traume
Von Republik und Liebe wiegt —
Dann trägt zu unserm düstern Strande
Der Wellen Sturmeslied herbei
Als bittern Gruß vom Heimatlande
Kettengeklirr und Sterbeschrei!

Doch wird für dich ein Jeder freudig sterben,
Ob heut auch durch dein schwarzes Brot genährt,
O heil'ge Republik, die uns verklärt!
Und wird noch ohne Gram verderben —
Wir schwören dir's, der Zukunft Erben,
Bei Saint-Méry und unserm Schwert!

Du rothes Schwert der Magyaren,
O sprich, wer deine Kraft zerbrach?
Dich gab Verrath der Hand des Zaren,
Und deine Heldenschar erlag.
Kossuth und Bem, sie haben knieend
Des Sultans milde Hand umfasst,
Als Görgey, zu dem Feind entfliehend,
Daheim der Schande Lohn verprasst.

Doch wird für dich ein Jeder freudig sterben,
Ob heut auch durch dein schwarzes Brot genährt,
O heil'ge Republik, die uns verklärt!
Und wird noch ohne Gram verderben —
Wir schwören dir's, der Zukunft Erben,
Bei Saint-Méry und unserm Schwert!

Venedig ward durchs Schwert zerbrochen,
Es floh Manin der Fremde zu;
Verzeiht uns Roma's Unterjochen,
Mazzini, Garibaldi du!
Wenn Christus einst zu Petrus sagte:
„Das Schwert soll in der Scheide ruhn“ —
Wie kommt's, dass sein Vertreter wagte,
Mit Blut es zu beflecken nun?

Doch wird für dich ein Jeder freudig sterben,
Ob heut auch durch dein schwarzes Brot genährt,
O heil'ge Republik, die uns verklärt!
Und wird noch ohne Gram verderben —
Wir schwören dir's, der Zukunft Erben,
Bei Saint-Méry und unserm Schwert!

Herüber tönt zu uns von Baden,
Von Arad, vom Brigittenhain
Täglich der Knall der Füsilladen,
Täglich der Todten Racheschrein.
Bei Türken sucht man und bei Heiden
Ein gastlich Haus an fremdem Strand,
Es liegt die Freiheit im Verscheiden —
Wo ist nun das verheißne Land? . . .

Doch wird für dich ein Jeder freudig sterben,
Ob heut auch durch dein schwarzes Brot genährt,
O heil'ge Republik, die uns verklärt!
Und wird noch ohne Gram verderben —
Wir schwören dir's, der Zukunft Erben,
Bei Saint-Méry und unserm Schwert!

Pierre Dupont.

Ball und Guillotine.

(17. März 1849.)

Und wieder heute muss ein Opfer sinken,
O Himmel, gieb, dass es das letzte war!
Sie lassen neu das Henkerbeil erblinken —
Ein siegend Volk zerschlug's im Februar!
Schon steigt empor mit seiner blut'gen Miene
Der schwarze Bau bei Axt- und Hammerfall,
Republikaner, seht die Guillotine! . . .
Im Elysée ist heute Ball.

Geschminkte Damen, schellt der Kammerzofe,
Verlangt ein Kleid — das allerschönste Kleid! —
Die Schächer haben im Gefängnishofe
Den Büttel nur, der sie vom Haar befreit.
Euch fährt ein Wagen, bunt in Silberstreifen,
Zum Präsidentenfest mit Peitschenknall —
Sie wird der Karren zu der Richtstatt schleifen . . .
Im Elysée ist heute Ball.

Lacht, Damen, lacht! Mit Girandolen streitet
Der Blitz von eurer Diamantenschar —
Auch die Verdammten sind zum Fest bereitet:
Der Henker bot den Sterbekittel dar.
Die mit dem Kreuz und mit der Ordenskette
Umkreisen euch — o seht, sie flüstern All'! —
Henker und Pfaff bringt Die zur Schädelstätte . . .
Im Elysée ist heute Ball.

Strauß wird für euch die schönsten Walzer streichen,
Tanzt, Damen, tanzt! Der Melodieen Chor,
Sein herrlich Spiel wird euer Herz beschleichen,
Und neid'sche Seufzer quellen süß empor; —
Die haben, wenn sich wild die Fäuste ballten,
Als Musik der Verzweiflung Wiederhall,
Das Schwert des Henkers grinst aus seinen Falten ...
Im Elysée ist heute Ball.

Tanzt, walzt! lasst eurer Reize Zauber scheinen!
Tanzt, walzt für sechsmalhunderttausend Franks!
Da drunten seht zwei arme Wittwen weinen:
Die Opfer wimmern dort des Fürstendanks!
Ein Blumenstrauß, ein Tuch mit weißem Blinken
Entfällt aus eurer Hand — o seltner Fall! —
Der Henker lässt zwei Menschenhäupter sinken ...
Im Elysée ist heute Ball.

Welch stolzer Ball! — Welch Bild, mit Nacht zu decken!
Verzweiflung dort — und hier der Freude Wehn!
Der Präsident tritt ein zum Ball — o Schrecken,
Die haben jetzt das Henkerbeil gesehn!
Die Klinge fällt — beiseite geht zur Dirne
Der Fürst — hoch sprang das Blut bei Schwertesschall!
Und blutig färbt es Bonaparte's Stirne! ...
Im Elysée ist heute Ball.

Gustave Leroy,
Nähkastenarbeiter.

Die Familie.

(1849.)

Verruchte Schurken, die ihr Priester seid
Des goldnen Kalbs in der Familie Namen:
Verbergt doch besser in dem tugendsamen
Gewand des Frömmlers die Verworfenheit!
Sonst zeigen wir, wie des Altars Gefüge
Ein giftiges Insekt zu schänden wagt,
Und schreiben auf das Holz, vom Wurm zernagt:
„Pah! die Familie ist Lüge!“

Familie! Weiß der Arme wohl von ihr,
Wenn ihm der Dolch des Hungers Leib wie Seele
Durchbohrt und ihn in seiner niedern Höhle
Bei Tag und Nacht verfolgt mit wilder Gier?
Wenn dort ein Wesen, das vergebens früge
Nach seinem Vater, an des Weibes Brust,
Der ausgedörrten, saugt in durst'ger Lust! —
Pah! die Familie ist Lüge!

Und wenn, zu retten, ach! das Leben bloß
Des bleichen Kinds, das sie gebar in Schmerzen,
Die arme Mutter mit zerrissnem Herzen
Ins Findelhaus es trägt zu besserm Loos!
Wenn sich die Jungfrau, deren sanfte Züge
Den reichen Lüstling locken, stürzt in Schmach,
Sich Brot zu schaffen für den nächsten Tag! —
Pah! die Familie ist Lüge!

Ja, Lüge ist's, ihr schlechten Heuchler all',
Wenn hier ein Weib, das Pracht und Glanz umquillet,
Mit einer Fremden Milch ihr Kindlein stillet,
Das ihr im Wege steht bei Spiel und Ball!
Und wenn dies Kind, das schon in seiner Wiege
Verlassen war, des Edlern nicht belehrt,
In schlechten Kneipen später sich entehrt! —
Pah! die Familie ist Lüge!

Ja, Lüge, freche Lüge ist es auch,
Wenn unsre Nabobs, die mit Tugend prahlen,
Durch Heimlichkeit sich schützen vor Skandalen,
Befleckt von ihrer schmutz'gen Liebe Hauch.
Und wenn ihr Name, taub für jede Rüge,
Ein Schwamm, in schlechter Thaten Pfuhl getränkt,
Verwünschung nur und Flüche auf sich lenkt! —
Pah! die Familie ist Lüge!

So schweigt, ihr Müßiggänger, und entweiht
Die Welt durch euren Fetisch nicht, den bleichen!
Denn die Familie heißt ja für den Reichen
Nicht „Liebe" mehr, sie heißt ihm „Erblichkeit."
Dass er durch Gold sich um sein Glück betrüge!
Dem Armen aber ohne Herd und Haus,
Den überall verfolgt des Elends Graus:
Pah! ihm ist die Familie Lüge!

O, möchte künftig doch ein Friedensmahl
Der Menschheit irrender Familie winken,
Und jeder Gast den Kelch der Freude trinken,
Entflammt von heil'ger Bruderliebe Strahl!

Säh' er verkörpert seines Traumes Flüge,
So schleuderte der Noth enterbter Sohn
Euch nicht entgegen mehr das Wort voll Hohn:
„Pah! die Familie ist Lüge!"

* * *

(Aus dem Gefängnisse La Force in Paris.)

Der Arbeitsmann.

(Geschrieben 1849 im Gefängnisse La Force in Paris.)

Wer müht sich um geringen Sold
Bis in die Nacht vom lichten Morgen?
Wer schafft dem Mächtigen das Gold,
Und darbt daheim in Noth und Sorgen?

Der Arbeitsmann,
Mit Armen stramm;
Er stirbt,
Verdirbt,
Ein armer Mann.

Wer macht die Seide und den Sammt,
Und geht in schlechtes Tuch gekleidet?
Wer giebt, zum Hungern selbst verdammt,
Das üpp'ge Mahl, dran ihr euch weidet?

Der Arbeitsmann,
Mit Armen stramm;
Er stirbt,
Verdirbt,
Ein armer Mann.

Wer muſs im Tagesgrauen schon
Zu jeder Zeit den Amboſs hämmern?
Wen findet noch in später Frohn
Am Werk das letzte Abenddämmern?

Den Arbeitsmann,
Mit Armen stramm;
Er stirbt,
Verdirbt,
Ein armer Mann.

Wer schirmt das Gut der reichen Herrn,
Die uns verachten und entehren?
Wer spricht von Bruderliebe gern,
Und weiß allein dem Raub zu wehren?

Der Arbeitsmann,
Mit Armen stramm;
Er stirbt,
Verdirbt,
Ein armer Mann.

Wer reicht dem armen Freund die Hand,
Wenn Brot ihm mangelt und Gewerbe?
Wem ließ des Vaters karger Stand
Das Handwerkszeug als einzig Erbe?

Dem Arbeitsmann,
Mit Armen stramm;
Er stirbt,
Verdirbt,
Ein armer Mann.

Wenn Kampf dem Vaterlande droht,
Wer schirmt es dann in dichten Haufen?
Wer geht für Freiheit in den Tod? —
Nicht sie fürwahr, die uns verkaufen!...

Der Arbeitsmann,
Mit Armen stramm;
Er stirbt,
Verdirbt,
Ein armer Mann.

Alcide Reynard.

Das Eigenthum ist Diebstahl.

(1849.)

In ferner Zeit, der Kindheitszeit der Erden,
Galt als Gesetz die Bruderliebe nur;
Es lebte, vor der heut'gen Noth Beschwerden
Gesichert, frei der Mensch in Wald und Flur.
Noch hatt' er nicht, ein Leu mit blut'gen Pranken,
Den Boden rings mit beutegier'gem Schrei
Zerklaubt, umhegt mit Mauern und mit Schranken —
Das Eigenthum ist Dieberei!

Erobrer, die mit Ländern sich belehnten,
Barone, die das arme Volk bedrückt,
Baalspfaffen, die sich mit dem Gold der Zehnten
Gemästet und mit Flitterkram geschmückt;
Die Zwingherrn alle, die aus unsern Händen
Das Gut entrafft — Fürst, Junker, Klerisei —
Ein Racheflud mög' ihr Gedächtnis schänden:
Das Eigenthum ist Dieberei!

Es hat uns von Geschlechte zu Geschlechte
Gehöhnt, gequält die Aristokratie.
Und heute wiederum hält uns als Knechte
Das räubrische Gezücht, die Bourgeoisie.
Der Producent, erdrückt vom schlechten Lohne,
Singt immer noch die alte Litanei,
Dem Kapital verdingt er sich zu Frohne —
Das Eigenthum ist Dieberei!

In seinem goldnen Haus, von Pracht umflossen,
Auf seidnem Pfühl, mit Quasten, bunt und schwer,
Von einer Phryne weichem Arm umschlossen,
Bereichert sich der Wüstling mehr und mehr.
Er weiß zu gut, wie durch des Wuchers Folter
Der Arbeit Geist uns zu entpressen sei,
Dem Gott Merkur allein die Ehre zollt er —
Das Eigenthum ist Dieberei!

Wer einen Bau von Stein und Holz erbaute,
— Ein Huhn, das stets ihm goldne Eier legt! —
Der Müßiggänger, dem vor Arbeit graute,
Streicht ein den Zins, den fremde Arbeit trägt.

Denn immer stimmte noch die Staatsbehörde
  Dem Lug und Trug des reichen Schurken bei;
Viermal im Jahr verkauft er Haus und Erde —
  Das Eigenthum ist Dieberei!

In seinem Kaufbazar, des Diebstahls Tempel,
  Und im Komptoir, der Gaunerei Versteck,
Verfeilscht der Krämer mit gefälschtem Stempel
  Und falscher Wage Schnaps und Licht und Speck.
Dem Giftinsekte gleich auf unserm Felde,
  Läßt er vom Korn uns Hülsen nur und Klei';
's ist unser Schweiß, den er sich prägt zu Gelde —
  Das Eigenthum ist Dieberei!

Die ihr der Menschlichkeit Gesetz entweihtet,
  Senate, Kön'ge, Bank- und Handelsherrn,
Spießbürger, Krämer, die uns ausgebeutet:
  Der Tag des Volksgerichts ist nicht mehr fern!
Der Arbeit gebt ihr Recht! macht gleich die Stände!
  Sonst sprengen wir die Haft mit wildem Schrei,
Und, euch zerschmetternd, schallt's zum Weltenende:
  Das Eigenthum ist Dieberei!

* * *

(Aus dem Gefängnisse La Force in Paris.)

Der 13. Juni 1849.

(Improvisiert bei einem Bankett der gefangenen Volkskämpfer im Gefängnisse La Force am 25. Juli 1849.)

Das war ein prächt'ger Sonnenschein
Am dreizehnten, als unsre Reihn
In den Kampf gegangen;
Aus seinen Kellern stieg empor
Das arme Volk und rückte vor
Sonder Furcht und Bangen.

Es zog zur Schlacht mit ruh'gem Trutz,
Anrufend des Gesetzes Schutz,
Das man schwer beleidigt.
Doch die Gendarmen waren dort,
Durch Salven und durch Brudermord
Ward der Thron vertheidigt.

Auf uns herab vom Boulevard
Brach Changarnier mit seiner Schar
Blutbegier'ger Krieger.
„Ihr Kehlabschneider, rückt heran!"
Ein wilder Kampf — in Fesseln dann
Schlugen uns die Sieger.

Und ob man hier uns schmachten lässt:
Republikaner, treu und fest
Stehen wir zusammen.
Wir rufen stolz: „Die Freiheit hoch!
Hoch Bruderlieb' und Gleichheit!" noch
In der Hölle Flammen.

Hennette de Keßler,
Mitredakteur des „Bien public."

Gesang der Jacques.

(März 1850.)

O leide, bis du lernest hassen,
Ausharren musst du bis ans Ziel;
Bereit zum Kampfe sind die Massen,
Wenn erst des Hungers Würfel fiel.
Entgegne durch ein hehres Schweigen
Der Weltvernichter feigem Hohn;
Erwarte, aus der Gruft zu steigen,
Die Fluth der Revolution!

Die Jacquerie, von **R. Bravard.**

Weg, Könige und Nachtgesellen!
Es lässt die Noth ihr Banner wehn!
Das Korn ist reif — und die Rebellen
Sind da, die Ernte abzumähn!

Rings hat das Volk den Pflug verlassen,
Vereinigt zum Empörerrath,
Es stürzt sich brausend in die Gassen —
Und reifen wird der Herr die Saat!
Der Freiheit Morgenroth zu künden,
Kräht wieder laut des Westens Hahn —
Ein Funken gnügte, zu entzünden
Aufs Neu' den glimmenden Vulkan!

Weg, Könige und Nachtgesellen!
Es lässt die Noth ihr Banner wehn!
Das Korn ist reif — und die Rebellen
Sind da, die Ernte abzumähn!

Der Hunger treibt sie ins Verderben,
Der Speise braucht man — Jesus spricht's.
Das Volk will essen oder sterben,
Und wenn es klagt — ihr spendet Nichts!
Auf! Dass mit Recht man uns verfluche,
Erhebe dich, o Lumpenpack!
Dass ihn der Häscher nicht durchsuche,
Trag in das Schloss den Bettelsack!

Weg, Könige und Nachtgesellen!
Es lässt die Noth ihr Banner wehn!
Das Korn ist reif — und die Rebellen
Sind da, die Ernte abzumähn!

Kosaken schon im Kugelregen
Anfliegen wild bei Trommelschlag —
Der Himmel führt sie uns entgegen,
Wir rächen heut vergangne Schmach!
Es braucht, zu brechen ihre Flanken,
Des Armes nur im Pulverdampf!
Wann fragte je ein Sohn der Franken:
Wie viel der Feinde sind im Kampf?

Weg, Könige und Nachtgesellen!
Es lässt die Noth ihr Banner wehn!
Das Korn ist reif — und die Rebellen
Sind da, die Ernte abzumähn!

Für ewig dienen — Wort voll Schrecken
 Und ewig wimmern — Pest und Tod!
O Schmach, den Tisch für Andre decken,
 Wenn stets uns selber fehlt das Brot!
Wir flehten hungernd und verdrossen
 — Wie oft! — vor eurer Schlösser Pracht . . .
Doch immer blieb das Thor verschlossen,
 Dem Armen blieb es ewig Nacht!

Weg, Könige und Nachtgesellen!
 Es lässt die Noth ihr Banner wehn!
Das Korn ist reif — und die Rebellen
 Sind da, die Ernte abzumähn!

Nun kommen gar die schwarzen Pfaffen
 In unser Dorf mit Trug und Schlich;
Uns mehr der Leiden noch zu schaffen,
 Verbünden Höll' und Himmel sich.
Am Thore dräuen die Kosaken,
 Die Jesuiten sind im Haus —
So nehmt die Sichel auf den Nacken!
 Das Korn ist reif! . . . Ins Feld hinaus!

Weg, Könige und Nachtgesellen!
 Es lässt die Noth ihr Banner wehn!
Das Korn ist reif — und die Rebellen
 Sind da, die Ernte abzumähn!

Wohlauf zur Mahd! Der „weiße Schrecken"
 Vernichtet blutig unsern Tross!
Sein Messer will zu Boden strecken
 Von jedem Zweig den schönsten Spross.

Bis in die niedre Kammer drohte
  Der Häscherblick und Sbirrengraus,
Man flüstert gar: wir seien . . . Rothe!
  Für Kerker reif und Armenhaus!

    Weg, Könige und Nachtgesellen!
      Es lässt die Noth ihr Banner wehn!
    Das Korn ist reif — und die Rebellen
      Sind da, die Ernte abzumähn!

Rom ward durch unser Schwert bezwungen —
  O Kossuth und Mazzini, ist
Denn jeder Schlachtenruf verklungen,
  Und Alles stumm zu dieser Frist?
Was finden wir auf Feld und Auen?
  Schafott und Galgen, Kerker, Blut!
Ist denn kein Freier mehr zu schauen,
  Entging kein Held der Opferglut?

    Weg, Könige und Nachtgesellen!
      Es lässt die Noth ihr Banner wehn!
    Das Korn ist reif — und die Rebellen
      Sind da, die Ernte abzumähn!

Vom Tiber feiert bis zum Rheine
  Ein jedes Haus ein Todtenfest,
Von Arad zum Brigittenhaine
  Hat freies Blut den Grund genässt.
Vom Kaukasus zum Themsestrande
  Raucht hell der Scheiterhaufen Licht . . .
Fluch, Republik! o Fluch und Schande,
  Dass Schlächter nur dein Arm verficht!

Weg, Könige und Nachtgesellen!
Es lässt die Noth ihr Banner wehn!
Das Korn ist reif — und die Rebellen
Sind da, die Ernte abzumähn!

Wohlan! geöffnet sind die Bahnen
Der Schlächterei für uns und sie!
Ihr schriebt das Wort auf eure Fahnen —
Wir schreiben's nach: „Die Jacquerie!"
Es düngt des Auges trübe Welle
Zu schwach der Zukunft Garbenfeld —
Nun tritt das Blut an seine Stelle,
Und reifen wird im Blut die Welt!

Weg, Könige und Nachtgesellen!
Es lässt die Noth ihr Banner wehn!
Das Korn ist reif — und die Rebellen
Sind da, die Ernte abzumähn!

Raoul Bravard.

Den Frauen des Volkes!

Ihr Fraun des Volkes! unser Werk zu krönen,
Begreifet wohl der Zeiten ernst Gebot:
Schafft Männer, Helden bald aus euren Söhnen —
Denn Krieger sind im heil'gen Kampfe noth!

Wenn seufzend euer Kind vom Schlaf erwachte:
In euren Arm, o, schließt es lächelnd ein;
Singt ihm ein Lied, das Mutterlieb' erdachte,
Denn Liebe soll des Armen Wächter sein.
Und wenn dem Mund, zum ersten Mal erschlossen,
Ein stammelnd Wort, ein süßer Hauch entflieht:
Nicht im Gebet, dem Priesterwahn entflossen,
Lehrt ihn die Andacht nur im Freudenlied!

Ihr Fraun des Volkes! unser Werk zu krönen,
Begreifet wohl der Zeiten ernst Gebot:
Schafft Männer, Helden bald aus euren Söhnen —
Denn Krieger sind im heil'gen Kampfe noth!

O wiegt sie ein beim Klang der Weltgeschichte,
Auf deren Pfad so Viel des Blutes floss,
Sagt ihnen schon im Jugenddämmerlichte:
Das Volk allein, das Volk ist stark und groß!
Bereitet würdig sie dem Tag der Rache,
Durch Kraft und Bildung starke Kämpferreihn,
Mit Geist und Herz getreu des Volkes Sache —
Dann wird durch sie der Fortschritt Sieger sein!

Ihr Fraun des Volkes! unser Werk zu krönen,
Begreifet wohl der Zeiten ernst Gebot:
Schafft Männer, Helden bald aus euren Söhnen —
Denn Krieger sind im heil'gen Kampfe noth!

Des Elends Bild entrollt vor ihren Blicken,
Und lasst sie glanzerhellte Schlösser sehn;
Sagt: „Um der Knechtschaft trügend Netz zu flicken,
Muss euer Bruder heut am Amboss stehn!
Der Geier, sagt, entreißt sein Brot dem Wurme,
Und Blei und Pulver übt das Henkeramt —
Doch sagt dabei, dass, leuchtend trotz dem Sturme,
Am Horizonte schon die Sonne flammt!

Ihr Fraun des Volkes! unser Werk zu krönen,
Begreifet wohl der Zeiten ernst Gebot:
Schafft Männer, Helden bald aus euren Söhnen —
Denn Krieger sind im heil'gen Kampfe noth!

Sagt, dass, im Fürstendienste stumpf geworden,
Der Volkssoldat den Bruder jüngst verstieß,
Dass er die blutbefleckte Hand zum Morden
Auf unsre Stirn herniederzucken ließ.
Engel der Liebe! lehrt den Sohn begreifen,
Wie Trug und Schmähung unser Recht entweiht;
Dass er, wenn junge Schlachtentage reifen,
Das Banner schirme nur der Menschlichkeit!

Ihr Fraun des Volkes! unser Werk zu krönen,
Begreifet wohl der Zeiten ernst Gebot:
Schafft Männer, Helden bald aus euren Söhnen —
Denn Krieger sind im heil'gen Kampfe noth!

Kein Söldling mehr, in Königshaft geschlagen,
Kein Fürstenscherge, der im Gliede schwenkt!
All' diese Helden sind in unsern Tagen
Lebend'ge Puppen nur, am Draht gelenkt!
Sei unser Hass, zu lichtem Brand entzündet,
Die Fackel, dran die Kaiserburg verbrennt!
Wenn sich der Geist ein kämpfend Heer gegründet,
Stirbt ohne Freund der letzte Prätendent.

Ihr Fraun des Volkes! unser Werk zu krönen,
Begreifet wohl der Zeiten ernst Gebot:
Schafft Männer, Helden bald aus euren Söhnen —
Denn Krieger sind im heil'gen Kampfe noth!

Herbei zum Werk! Gott will es — Gott befohlen!
Vor seinem Hauch erbebt die alte Welt.
Der Freiheit Stunde naht auf raschen Sohlen,
Erschüttert schwankt des Wahnes Throngezelt.
Zerschlagt es kühn! Und siegend lasst uns bergen
In neuer Welt der Zukunft Völkerruhm,
Dass selbst die Märtyrer in ihren Särgen
Aufjauchzend grüßen unser Heldenthum!

Ihr Fraun des Volkes! unser Werk zu krönen,
Begreifet wohl der Zeiten ernst Gebot:
Schafft Männer, Helden bald aus euren Söhnen —
Denn Krieger sind im heil'gen Kampfe noth!

Alexandre Guérin,
Handlungskommis.

1852.

(Geschrieben 1850.)

Zwei Jahre sind's, zwei kurze Jahre,
Bis neu der Hahn von Westen kräht —
O, rüstet euch in diesem Jahre,
Dass Jeder seinen Ruf versteht!
Zu Jedem spricht er, dessen Wangen
Der Armuth bleiches Lied umschwebt:
„Seht, euer Leiden ist vergangen,
Die ihr von Brot und Wasser lebt!“

Vom heil'gen Berg, wo ihre Strahlen
Die Sonne schmiedet groß und frei,
Wird niedersteigen zu den Thalen
Das Jahr Fünfzigundzwei!

Des Volkes Reich ist angebrochen,
Und gilt kein andrer Prätendent,
Seit ihr in eurer Herrschaft Pochen
Gezürnt, dass man euch Bürger nennt.
Wir kennen keinen stolzern Namen
Und keiner höhern Ehre Schein:
Als, wo zum Fest die Völker kamen,
Ein froher Gast geschart zu sein!

Vom heil'gen Berg, wo ihre Strahlen
Die Sonne schmiedet groß und frei,
Wird niedersteigen zu den Thalen
Das Jahr Fünfzigundzwei!

Der Stern der Fürsten wird versinken
Vor einer andern Sonne Gluth;
Ob sie auch neu in Golde blinken —
Es ist ja Nichts, als Ebb' und Fluth!
Es starb Napoleon vergessen,
Zerbrochen lag sein Herrscherstab,
Und Karl, der eine Welt besessen,
Verscholl in eines Klosters Grab.

Vom heil'gen Berg, wo ihre Strahlen
Die Sonne schmiedet groß und frei,
Wird niedersteigen zu den Thalen
Das Jahr Fünfzigundzwei!

Wozu mit Blut den Purpur färben,
Der lange schon verschlissen war?
O Kön'ge, stemmt euch nicht den Erben
Der Zukunft für ein kurzes Jahr!
Schnell wandeln heute die Ideen,
Und sie zermalmen euch im Flug,
Wenn ihr nicht wollt beiseite gehen,
Wo man ihr goldnes Banner trug!

Vom heil'gen Berg, wo ihre Strahlen
Die Sonne schmiedet groß und frei,
Wird niedersteigen zu den Thalen
Das Jahr Fünfzigundzwei!

Die Republik ist schon geflogen
  Nach Rom und Wien vom Seinestrand —
Bald kommt sie neu dahergezogen,
  Vom Licht des Morgenroths entsandt.
Und wieder von Paris gewittert
  Ihr Ruf daher mit Flammenglühn,
Wie euer Schloss in Staub zersplittert,
  Sobald im Sturm die Blitze sprühn!

Vom heil'gen Berg, wo ihre Strahlen
  Die Sonne schmiedet groß und frei,
Wird niedersteigen zu den Thalen
    Das Jahr Fünfzigundzwei!

So zieht denn, Kön'ge! eure Karten —
  Ihr steht an eurer Herschaft Ziel!
Wir mögen kühn das Glück erwarten,
  Denn alle Karten sind im Spiel!
Das Ass ist in des Volkes Händen —
  Den König sticht's, die Buben all'!
Paris wird seinen Ruf entsenden:
  „Die Republik!" mit Donnerschall.

Vom heil'gen Berg, wo ihre Strahlen
  Die Sonne schmiedet groß und frei,
Wird niedersteigen zu den Thalen
    Das Jahr Fünfzigundzwei!

Mit einer Binde hat umwunden
  Die Zeit der Menschheit hellen Blick —
Doch seht, schon hat uns losgebunden
  Mit einem Ruck die Republik!

Es birst der Herrschaft Nebeldecke —
Das Scepter, das die Zeit euch gab,
Dient für der Zukunft Wegesstrecke
Dem Volke nun als Wanderstab!

Vom heil'gen Berg, wo ihre Strahlen
Die Sonne schmiedet groß und frei,
Wird niedersteigen zu den Thalen
Das Jahr Fünfzigundzwei!

Ihr musstet unsern schwachen Händen
Durch eurer schlechten Ränke Heer
Den letzten Heller noch entwenden —
Wir kennen keinen Bettler mehr!
Du Alter, sei zu Gast geladen,
Iss, trinke, was ein Gott beschied,
Erzähl uns deines Lebens Faden,
Und sing uns froh ein Liebeslied!

Vom heil'gen Berg, wo ihre Strahlen
Die Sonne schmiedet groß und frei,
Wird niedersteigen zu den Thalen
Das Jahr Fünfzigundzwei!

Pierre Dupont.

Gesang der Proletarier der „Marianne.“

(1856.)

Enterbte Brüder, stolze Proletaren,
  Vorkämpfer auf der Zukunft heil'gem Grund,
Der ew'gen Noth verfallne Dulderscharen:
  Vereinigt euch zu einem starken Bund!
Durch eure Kraft gebt Nachdruck euren Bitten;
  Bei jedem Feste setzt man euch zurück —
Sagt, dass ihr heut, wie Viel ihr auch gelitten,
  Nach Freiheit dürstet, hungert noch nach Glück!

Kein Herrscher mehr und keine Sklaven!
  Genug der Knechtschaft trugt ihr schon!
Platz für das Volk, Platz für die Braven!
  Hoch, hoch die Revolution!

Vernehmt ihr nicht des Vaterlandes Stimme,
  Das sich verblutend sträubt in Mörderhand?
Der Räuber herrscht; durch Gauner wird, durch schlimme,
  Besudelt unser schönes Heimatland.
Verbündet euer Streben, euer Hassen!
  Durch Einigkeit wird stark die schwache Kraft;
Alle für Einen, in geschlossnen Massen,
  Rückt aus zum Kampf, zerbrecht die Kerkerhaft!

Kein Herrscher mehr und keine Sklaven!
Genug der Knechtschaft trugt ihr schon!
Platz für das Volk, Platz für die Braven!
Hoch, hoch die Revolution!

Es hat der Feind ein schmählich Spiel getrieben:
Um uns zu zügeln, macht man uns zum Thier;
Weil ohne Nahrung Leib und Geist geblieben,
Erlagen unsern Kerkermeistern wir.
Wohlauf jetzt, straft und zeichnet die Verräther,
Kein Name hindre euren Siegeslauf!
Fort Kaiser, Herrn, Despoten, Landesväter —
Pflanzt rings im All der Gleichheit Banner auf!

Kein Herrscher mehr und keine Sklaven!
Genug der Knechtschaft trugt ihr schon!
Platz für das Volk, Platz für die Braven!
Hoch, hoch die Revolution!

Ja, bis zum Tode Krieg dem Schuft, dem frechen,
Der uns zu lange schon ein Schreckbild war!
Wird je ein heilig Vorrecht das Verbrechen?
Dem Meineid Krieg, du stolze Arbeitsschar!
Zertrümmert, drauf sich des Bezwingers Tücke
Zu stützen wagt, die Primogenitur!
Auch uns verlieh ein heilig Recht zum Glücke,
Ein ew'ges, mit dem Leben die Natur.

Kein Herrscher mehr und keine Sklaven!
Genug der Knechtschaft trugt ihr schon!
Platz für das Volk, Platz für die Braven!
Hoch, hoch die Revolution!

Auf, Brüder, auf! befreit in stolzem Siege
Die Welt vom Joch der Noth und Tyrannei!
Den Räubern Tod! Es ruft zum Freiheitskriege
Die „Marianne“ ihre Schar herbei!
Bezahlt ihr auch den Sieg mit Blut und Narben:
Dass Keiner fehl' am heil'gen Schlachtentag!
Dann endlich kommt die Stunde, wo die Garben,
Der sie gesät, alleine ernten mag!

Kein Herrscher mehr und keine Sklaven!
Genug der Knechtschaft trugt ihr schon!
Platz für das Volk, Platz für die Braven!
Hoch, hoch die Revolution!

Théodore Karcher.

Der Löwe vom Quartier latin.

(1862.)

Die Jugend zählt nicht zu den Todten,
Nein, sie erhob sich zornerfüllt.
Bewacht die Thore des Despoten!
Der junge Löwe hat gebrüllt.
Ihr wähnt, er schlummre traumverloren?
O, bald erwacht aus dumpfer Haft
Er neugeboren.
Er schläft auf einem nur der Ohren,
Der Löwe der Studentenschaft!

Student! du bist der Vorhutstreiter,
Dir folgt zum Kampf der Proletar.
Noch trägst das Schwert du froh und heiter
Vom Juli und vom Februar.
Wie vor dem Heros ohne Wanken
Dereinst die Kön'ge, bleich, erschlafft,
Zum Staube sanken:
Kehrt wieder gegen euch die Pranken
Der Löwe der Studentenschaft.

Im Dunkel sucht sich zu verstecken
Der Feind, o Frankreich, der dich traf.
Du vierzehnjähr'ge Nacht voll Schrecken,
Vergieb uns, ach, den langen Schlaf!
Doch sieh, beim ersten Morgenstrahle
Springt auf mit ungebrochner Kraft
Zum blut'gen Mahle,
Daſs er die Todesschuld bezahle,
Der Löwe der Studentenschaft.

Ihr Zecher dort im Kaiserschlosse,
Die ihr geschwelgt bei Spiel und Tanz:
Schon schirrt der Tag die goldnen Rosse,
Zu Ende geht der Mummenschanz.
Den Adler mit dem wilden Blicke,
Nebst seiner Brut, die frevelhaft
Trotzt dem Geschicke:
Er wird sie packen beim Genicke,
Der Löwe der Studentenschaft.

Wenn Cäsar's feile Hilfskolonne
Uns jemals frech zu höhnen wagt,
Und im Odeon, der Sorbonne
Uns knechtisch rohe Worte sagt;

Nisard, der Mord und Treubruch krönet,
  About, der komödiantenhaft
      Den Pfaffen fröhnet:
Sie sollen sehn, wie stolz sie höhnet
  Der Löwe der Studentenschaft.

Müd eurer List und eures Truges,
  Giebt heut das Volk durch unsern Mund
Dem Moniteur, dem Blatt des Luges,
  Die dritte ernste Warnung kund.
Der Wahrheit Urtheil euch zu künden,
  Entringt es sich aus seiner Haft
      Des Elends Schlünden,
Und hetzt empört auf eure Sünden
  Den Löwen der Studentenschaft.

Fünf Könige ein ganz Jahrhundert
  Hindurch verschlangst du, — lange Frist!
Die sind verdaut! O Volk, wer wundert
  Sich, wenn du annoch hungrig bist?
Dass Bonaparte schnell sich spute,
  Eh' ihn zum letzten Mahl sich rafft
      Mit zorn'gem Muthe
Er, der da lechzt nach seinem Blute,
  Der Löwe der Studentenschaft!

Anhang politischer Gedichte

aus den „Châtiments“

von

Victor Hugo.

(1852.)

Lied.

Gott und der Teufel hielten
Ein Wettspiel jüngst; es spielten
Um ekle Schurken sie;
Hob Jeder seine Karte,
Der Eine: Bonaparte,
Der Andre: Mastai.*)

Ein kränklich Pfaffenschößlein,
Ein schuftig Fürstensprößlein
Und frecher Charlatan!
Schundeinsatz sonder Zweifel! —
Gott machte, daß der Teufel
Sie alle Zwei gewann.

„Kannst Nichts mit ihnen machen!"
Sprach Gott. Doch Der mit Lachen
Rief: „Dank, daß du sie gabst!
Drauf machte er mit Grinzen
Zum Kaiser flugs den Prinzen,
Den Andern flugs zum Pabst.

*) Pabst Pius IX. hieß, bevor er sich dem geistlichen Stand widmete, Joseph Maria Graf von Mastai-Ferretti.

Orientale.

Als Abd-el-Kader jenem Wichte
 Entgegensah im Steinverließ,
Den schmeichelnd nun die Weltgeschichte
 Napoleon den Dritten hieß;

Als er ihn kommen sah von ferne,
 Umringt von seinem Söldnertross,
Den feilen Mann mit Kreuz und Sterne, —
 Er, jener braune Wüstenspross;

Er, der als Sultan unter Palmen
 Genoss der rothen Löwen war,
Ein Emir, auf geknickten Halmen
 Gespornt den wilden Bairaktar;

Er, jener unheilschwangre Krieger,
 Der, ein Gespenst, das Feld durchschritt,
Und dann, ein blutbefleckter Sieger,
 Im Schatten auf die Kniee glitt;

Der seinen Stahl mit Blut der Edeln
 Getränkt, und düstre Träume wob,
Und auf gespaltnen Feindesschädeln
 Sein Aug' zum Sternenhimmel hob;

Als er den Dieb und den Verräther,
Dem Schmach die Stirn umwölkte, sah, —
Er, der Soldat, und er, der Beter: —
„Wer ist der Mann?“ so sprach er da.

Ihn schaudert stumm vor dieser Larve,
Und in sein Ohr die Kunde zieht:
„Schau her! ihn schützt das Beil, das scharfe;
Der Mann ist Cäsar, der Bandit.

„Die Klagen all', die Hilfe suchen,
Vernimm, — den Schrei, der Rache fleht!
Er ist es, dem die Mütter fluchen,
Und den der Gattin Fluch umweht.

„Zu Wittwen macht er sie, zu Waisen,
Er gab dem Vaterland den Tod;
Er will die Leiche noch zerreißen“ . . .
Der Emir stummen Gruß ihm bot.

Doch in dem Herzen tief durchzittert
Verachtung ihn ob solchem Graus:
Mit zorngeschwellten Nüstern wittert
Den Leichenwolf der Tiger aus.

Am Meeresufer.

Harmodius.

Die Nacht erscheint, und Venus glänzt am Himmel.

Das Schwert.

Harmodius, nun ist's Zeit.

Der Markstein am Wege.

Ja, der Tyrann
Kommt gleich vorüber.

Harmodius.

Fort! mich schaudert.

Ein Grab.

Bleib!

Harmodius.

Wer rief?

Das Grab.

Das Grab. — Vollbring es, oder stirb!

Ein Schiff am Horizonte.

Und ich bin auch das Grab — Verbannte trägt
Mein Kiel.

Das Schwert.

Laſs uns den Frevler hier erwarten!

Harmodius.

Mich schaudert. Welch ein scharfer Wind!

Der Wind.

Mein Hauch
Ist eine Stimme, die vorüberweht.
Ich führe klagend durch der Lüfte Raum
Verbannter Wehruf, Sterbender Geschrei,
Die ohne Brot, ohn' Obdach, freundelos,
Den letzten Blick zum Heimatufer sendend,
Verschmachten.

Stimme in den Lüften.

Nemesis! steh auf, o Rächerin!

Das Schwert.

's ist Zeit. Benutze jene finstern Schatten.

Die Erde.

Ich bin der Leichen voll.

Das Meer.

Ich roth von Blut;
Leichnam auf Leichnam trübte meine Wellen.

Die Erde.

Die Todten schmäht man, während Ihn man ehrt.
Bei jedem Schritt, den unterm Licht er wandelt,
Bebt mir vor innerlichem Graun das Herz.

Ein Galeerensträfling.

Ich bin ein Sträfling — seht am Fuß die Kette;
Ich muss sie tragen, weil von meiner Schwelle
Ich nicht den edlen Flüchtling fortgejagt.

Das Schwert.

Triff ihn, doch nicht ins Herz! — du fändest keins.

Das Gesetz.

Ich — das Gesetz — ward heut durch ihn zum Schatten.

Die Gerechtigkeit.

Buhldirne ward ich — Priesterin — durch ihn.

Die Vögel.

Verpestet hat er uns die Luft. Wir fliehn.

Die Freiheit.

Und ich mit euch. Land ohne Sonnenstrahl,
Hemat, leb wohl!

Ein Dieb.

Wir lieben den Tyrannen;
Denn dieser Fürst, den Pfaff und Richter ehrt,
Den rings ein wilder Beifallssturm begrüßt,
Gleicht eher uns, als euch, den Redlichen.

Der Eid.

Ihr Götter, schließt auf ewig jeden Mund!
Die Wahrheit starb in rohen Tigerherzen.
Du lügst, o Mensch! Du, Sonne, Himmel, lügst!
Tost, Stürme, tost! auf eurer Schwinge führt
Die Ehr' und Tugend, diese Träume, fort!

Das Vaterland.

Mein Sohn, ich, deine Mutter, schmacht' in Fesseln!
Mein Sohn, er hat auch mich entehrt! Zu dir
Breit' ich in Kerkersnacht die Arme aus.

Harmodius.

Ha! diese Nacht noch treff' ich ihn, wenn er
Vom Zechgelag in seine Wohnung kehrt!
Ich schwör's vor diesem schwarz umwölkten Himmel,
Ich schwör's vor diesem endlos blauen Meer:
Er falle meinem Dolch, in Gegenwart
Des Schattens und der Unermesslichkeit!

Das Gewissen.

Fürwahr, den Menschen kannst du ruhig tödten!

Nein!

Lasst Rom das Schwert, und lasst den Dolch den Spartern
  Nicht soll, weil Rachedurst zum Kampf uns schart,
Den Räuber das Gespenst des Brutus martern: —
  Der finstern Zukunft bleib' er aufgespart!

Verbannte, ja, es soll euch Sühne werden,
  Die ihr das harte Brot der Fremde brecht;
Gefangne, Märtyrer, die all' auf Erden
  Er zittern lässt: — ihr werdet noch gerächt!

Nie wird dem Frevler seine Schuld vergeben —
  Doch in der Scheide wahrt der Rache Schwert;
Habt nur Geduld, bis auf sein Haupt mit Beben
  Die Zeit, der träge Henker niederfährt!

Ja, lasst ihn leben in dem Pfuhl der Schande:
  Sein Blut entehrte selbst das Schächerbeil!
Den Tag lasst nahn, der unterm Lichtgewande
  Birgt der Vergeltung gluthgeschärften Pfeil!

Er sei gekrönt, gesalbt, weil er der Schlechte!
  Sei Herr von Sklaven, deren Herz verthiert!
Gieb seinem Stamm, Senat, die Herrscherrechte,
  Wenn Kinder diesem Mann ein Weib gebiert!

Lasst herrschen ihn durch Mess' nnd Partisane,
Macht ihn zum Kaiser, triefend noch von Blut!
Die Kirche lasst, die feile Kourtisane,
Zum Bett sich schleichen, drin der Heuchler ruht!

Troplong mag lieben ihn, Sibour ihn ehren,
Ihm küssen mögt ihr Hand und Fuß zumal! —
Er leb'! — Ein Louvel*) würde sich entehren,
Stieß' er in solch verruchtes Herz den Stahl!

Nein, tödtet Diesen nicht, ihr bleichen Denker,
Ihr kühnen Träumer, stolz und schamentbrannt;
Geht, während beim Gelage schwärmt der Henker,
Zum Todtenmal mit zorngeballter Hand!

Mehr, als ein Strahl, der heißer Wuth entlodert,
Wirkt eis'ger Hohn, den stummer Schmerz gebiert. —
Tödtet Ihn nicht! — Denn wisst: zuweilen fodert
Der Schandenpfahl, dass ihn ein Kaiser ziert!

---

*) Louis Pierre Louvel erstach am 13. Februar 1820 den Herzog von Berry, und hatte den Plan gefasst, ganz allein alle Bourbons zu ermorden, um sein Vaterland von dem Scepter dieses verhassten Geschlechts zu befreien. Er wurde für seine That am 7. Juni desselben Jahres zu Paris hingerichtet.

Sacer esto!

Nein, Freiheit! nein, o Volk! er soll nicht sterben!
Zu gnädig würde seine Schuld entsühnt,
Wenn er, nachdem er das Gesetz in Scherben
Zerbrach, und jeder Schande sich erkühnt;

Nachdem er schlau sein blut'ges Spiel gewonnen,
Durch Feuer, Schwert und Hinterlist gesiegt;
Nachdem er Meineid, Lug, Verrath ersonnen,
Und sich als Henker auf dem Thron gewiegt;

Wenn er, nachdem er Frankreich, das verlorne,
Im Koth geschleift, gefesselt, arm und krank: —
All' dieser Frevel plötzlich wett, im Zorne
Gemeuchelt würde, wie einst Cäsar sank.

Nein! Mörder, schweift er durch die Felsenklüfte,
Er hat gewürgt, gemetzelt, füsilliert,
Er machte leer das Haus und voll die Grüfte,
Der Todten Aug' auf seinen Frevel stiert.

Um seinethalb, des ephemeren Kaisers,
Ist vaterlos der Sohn und hoffnungslos;
Die Wittwe schluchzt und weint; der Mutter heisers
Gestöhn durchzittert bang der Erde Schoß.

Sein Prachtgewand zu spinnen, hat man Fäden,
In Blut genässt, aufs Webeschiff gereiht;
In Strömen Bluts, die laut gen Himmel reden,
Hat man gefärbt sein Königs=Purpurkleid.

Euch bleibt Verbannung, euch die Kerkerschranke,
Helden von gestern, Sträflinge von heut!
Indess das Guillotinenbeil, das blanke,
Tropfen auf Tropfen Bluts ihm niederstreut.

Wenn der Verrath, sein bleicher Spießgeselle,
Ihm naht: — er weiht ihm seines Grußes Zoll;
Es weilt der Brudermord an seiner Schwelle! — —
Seht, darum ist's, dass er nicht sterben soll!

Er lebe fort! O heilig Angebinde
Der Rache, wenn er einst die Arme hebt,
Nackt, frostdurchschauert, wie das Gras im Winde,
Unter dem Fluch der ganzen Menschheit bebt!

Gequält durch sein vergangnes Mörderleben,
Wie durch ein nägelstarrend Eisenband,
Suchend die Schlüft' und Wälder, nachtumgeben,
Bleich, schaudernd, wirr, den Wölfen nur bekannt;

Nichts hörend, als das Rasseln seiner Kette,
Allein, und stets allein im Weltenall;
Nichts, das ihn vor dem Hass des Schweigens rette,
Kein Mensch ihm nah, — Gespenster überall;

Zu schlecht dem Tod, ob seine Haare bleichen,
  Scheusal in schwarzen Nächten wie im Licht! — —
Wendet euch, Völker! der Mensch trägt ein Zeichen:
  Laßt gehen Kain! Ihn trifft das Weltgericht.

Ultima Verba.

(Geschrieben auf der Insel Jersey, am 2. December 1852.)

Der Menschheit Rechtsgefühl ist todt. — Er tritt die Leiche
  Mit Füßen; Siegerhohn aus seinem Auge bricht,
Und Henkerlust verzerrt sein Angesicht, das bleiche,
  Er wendet sich, und schlägt der Todten ins Gesicht.

Geschändet ward das Recht, entehrt — er will es haben!
  Die Priester segneten den Mörder, blutgetauft;
Dem Töpfersacker sind die Silberling' entgraben,
  Um die sie ihren Gott, wie Judas, neu verkauft.

Sie sprachen: „Cäsar herrscht; der Gott der Soldarmeen
  Hat ihn geweiht. O Volk, gehorch ihm, wenn er winkt!"
Und während im Gebet sie laut zum Himmel flehen,
  Sieht man, wie in der Hand die Goldzechine blinkt.

Solang' der Bettlerprinz nicht muſs vom Throne wandern,
  Den jener Schurkenpapst mit Segenswunsch geweiht,
In einer Hand den Stab, den Dietrich in der andern,
  Ein Karl der Große, jetzt als Mondkalb konterfeit:

Solang' er sich, — den Eid mit seinem Lästermaule,
Die Scham und Sittlichkeit verhöhnend, — fühlen darf;
Solang' auf unsern Ruhm sich seine Schmach, die faule,
Erbricht, und noch auf Dies die Sonn' ihr Lächeln warf;

Wenn Feigheit und Verrath zu solcher Höh' entbrannten,
Dass man den Mörder gar verehrte und den Mord;
Wenn selbst Amerika und England zum Verbannten
Hinträten mit dem Spruch: „Wir fürchten uns — geh fort!“

Und würde man uns selbst als todtes Laub betrachten,
Und schmähte Jeder uns, weil Cäsar es geheischt,
Und müssten wir, von Thür zu Thür gehetzt, verschmachten,
Von Menschen, wie ein Hirsch vom Tigerzahn, zerfleischt:

Und wenn die Wüste selbst, die öde, menschenleere,
Den müdgejagten Mann aus ihrer Gluth verjagt;
Wenn selbst das Grab so feig wie rings der Erdball wäre,
Und noch dem todten Mann die Ruhestatt versagt: —

Ich würde nicht gebeugt! — Klaglos den Mund geschlossen,
Im Herzen stillen Gram, und stahlbewehrt die Hand,
Blieb' ich getreu, ob rings der Fremde Dornen sprossen,
Freiheit, mein Banner, dir! und dir, o Vaterland!

Gefährten meines Grams, lasst mich die Schläfer wecken,
Uns eint die Republik auf diesem Felsensitz.
Was immer man beschimpft, will ich mit Ruhm bedecken,
Was immer man verehrt, trifft meines Fluches Blitz!

In Sack und Asche soll mein Lied die Welt durchreisen,
Mein Lied, das: „Wehe!“ ruft, und donnernd: „Nein!“ gebeut.
So oft die Sklaven dir den Königstempel weisen,
Weis' ich die Zelle dir, künd' ich dein Grabgeläut!

Vor alle dem Verrath, all' den gebeugten Köpfen
Kreuz' ich die Arme stolz, ob zornig schlägt mein Herz.
Lass, ernste Heiterkeit, lass Trost in dir mich schöpfen,
Sei meine Freude du, und meine Wehr von Erz!

Solang' man dulden wird, dass Er auf dir noch wandelt,
O Frankreich, dessen Leid ich singe ruhelos:
Will ich nicht wiedersehn dein Land, von Schmach misshandelt,
Nicht meiner Väter Grab, noch meiner Liebe Schoß!

Nicht sehen will ich mehr dein lockendes Gestade,
Vergessen Alles, — nur das Amt des Rächers nicht;
Mit den Verbannten will ich gehn die Schmerzenspfade,
Und will geächtet sein, stark, bis mein Auge bricht!

Ja, lasst mir das Exil, und wär' es ohne Ende!
Es soll mich kümmern nicht, ob Wer um Gnade fleht,
Ob Mancher dem Verrath gebrochen reicht die Hände,
Ob, wer da bleiben soll, zurück ins Frohnland geht.

Und blieben Tausend nur: — ich bleibe mit! Und nennen
Sich Hundert nur: — mein Trotz steht auch mit Diesen ein!
Ja, blieben Zehn: — ihr sollt in mir den Zehnten kennen!
Und wär's ein Einz'ger nur: — ich will der Eine sein!

Inhalt.

Erstes Buch.

Vor der Februarrevolution.

Zweites Buch.

Nach der Februarrevolution.

Anhang politischer Gedichte

aus den Châtiments von Victor Hugo.

Druckfehler.

Seite 75, Zeile 3 v. u., statt wenn lies: wie.
„ 100, „ 10, statt dem lies: den.
„ 123, „ 10 v. u., statt Sal v lies: Salve.
„ 143, „ 1, statt die lies: des.
„ 180, „ 9, statt dein lies: dem.
„ 222, „ 7, statt Hemat lies: Heimat.

Von demselben Verfasser sind früher erschienen:

A. Strodtmann, Brutus! schläfst du? Zeitgedichte. Mit 14 Illustrationen. Hamburg 1863. 1½ Thlr.

— — **Gedichte.** Leipzig 1857. 1⅓ Thlr.

— — **Rohana.** Ein Liebesleben in der Wildnis. Hamburg 1857. 18 Sgr.

— — **Ein Hoheslied der Liebe.** Hamburg 1858. 22½ Sgr.

— — **Lieder der Nacht.** Bonn 1850. 1 Thlr.

— — **Lieder eines Kriegsgefangenen** auf der „Dronning Maria". Hamburg 1848. 7½ Sgr.

— — **Gottfried Kinkel.** Wahrheit ohne Dichtung. Biographisches Skizzenbuch. 2 Bde. Hamburg 1851. 3 Thlr.

— — **Heinrich Heine's Wirken und Streben,** dargestellt an seinen Werken. Hamburg 1857. 22½ Sgr.

Heinrich Heine's sämmtliche Werke, herausgegeben von **Adolf Strodtmann.** 20 Bde. Hamburg 1861—63. 16⅔ Thlr.

Orion. Monatsschrift für Literatur und Kunst, herausgegeben von **A. Strodtmann.** Erster Jahrgang. Heft 1—11. Hamburg 1863. à Heft 15 Sgr.

einer thatkräftigen, thatenwirkenden und der hohlen phrasenhaften Begeisterung unserer Tage kennen, damit es große Leidenschaften nachempfinden, damit es begreifen lerne, dass über dem formalen Recht, welches, in todte Buchstaben gefasst, von Hinterlistigen und Gewaltthätigen gemissbraucht, eben so oft den Frevler schützt und seine Schandthaten beschönigt, als den Verbrecher straft, welches eben so oft Helden und Märtyrer als Missethäter hingerichtet hat, ein ewiges göttliches Gesetz und Recht in die Gewissen der Menschenkinder eingeschrieben steht, dessen flammende Schriftzüge den Despoten oft mitten im Rausche seiner Macht und Herrlichkeit erbeben machen, dessen erneute heilige Offenbarung den Sklaven schon tausendmal seine Fesseln zu sprengen ermuthigte und immer aufs Neue ermuthigen wird, wie sehr auch Menschenwitz und Aberwitz sich abmühen mögen, das Vorrecht und Unrecht in Rechtsformeln einzukleiden. Norddeutsche Turnzeitung.

„Brutus! schläfst du?" ist eine Sammlung von politischen Gedichten, welche der Wechsel der Ereignisse vom Jahre 1848 bis auf den heutigen Tag aus einer Poetenbrust hervorrief, — eine Sammlung, die zugleich den universalen Strom der Weltereignisse und das individuelle Werden des Dichters spiegelt. Sie beginnt mit einem größeren epischen Gedicht: „Lothar," einem Reflex der Wünsche und Hoffnungen, Illusionen und Enttäuschungen der Jahre 1848 und 1849, und begleitet dann unter dem Titel „Rothe Lieder" in kürzeren, größtentheils lyrischen, Ergüssen den Lauf der epochemachenden Begebenheiten vom Jahre 1848 bis auf die Gegenwart, von den Februar- und Märztagen und von der schleswig-holsteinischen Erhebung bis zum noch fortdauernden Heldenkampfe der Polen. — Es ist hier nicht der Ort, um aus der Sammlung den Beweis zu führen, wie man daselbst die bedeutende poetische Begabung A. Strodtmann's allmählich sich entfalten sieht, wie er immer glücklicher den Ausdruck beherrschen und geschmackvoll Maß halten lernt, wie er es zuletzt zu einer hohen Vollendung in der künstlerischen Form sowohl, als Komposition, bringt. Wir weisen darauf nur beiläufig hin. Was die Sammlung vor Allem auszeichnet, ist die Tendenz; sie ist von der „Zinne der Partei geschrieben. Es windet sich durch sie hindurch von Anfang bis zu Ende der demokratisch-republikanische Gedanke. Derselbe ist darin ausgeprägt ebenso schön als treu, — in seinem kosmopolitischen Flug in die Ferne, wie in seiner nationalen Begrenzung, in seinem unerbittlichen Hass gegen die Tyrannis, in seinem stürmischen Rufe zur That. Wir empfehlen die „Zeitgedichte" darum unsern Parteigenossen auf das Dringendste.

Der Freischütz.

J'ai l'honneur de vous annoncer la publication prochaine dans ma librairie de l'Evangile des Laïques, par **Frédéric de Sallet,** traduit en vers français par **Mr. J. G. Dessi.**

Edition en 7 à 8 livraison, dont la premiére a déjà paru le 1. Novembre. gr. 8o. Papier Velin. chacque livraison 12 à 14 ngr.

La popularité dont ce superbe ouvrage jouit en Allemagne; l'esprit dans lequel il est conçu; la forme poétique dont les idées vraiment neuves et orginales qu'il contient sont revêtues; le but général enfin, si en rapport avec les tendances de l'Europe éclairée et de la France vers un idéal religieux plus avancé et plus rationnel; tout me faisait depuis long-temps désirer l'exécution d'une traduction semblable.

La traduction qu'en a faite Mr. J. G. Dessi se recommande par la fidilité la plus complète à l'original, qu'il a rendu vers par vers, autant du moins que le comportaient la purité de la versification et les exigences de la langue française. Les juges compétens aux quels je l'ai soumise s'accordent à dire que le traducteur a vaincu très-heureusement les difficultés de toutes sortes que présentait un pareil travail. Sous sa plume, l'Evangile de Sallet est devenu une œuvre éminemment française. Aussi ose-je espérer pour la traduction de Mr. J. G. Dessi un succès durable et digne de son travail.

Sans l'apparition dans ces derniers temps d'un ouvrage, sous bien des rapports semblable par le fond quoique différent pas la forme, il est probable que **l'Evangile de Sallet** serait déjà publié. Mais je n'ai pas cru devoir exploiter dans le moment les passions des partis religieux et d'ailleurs, il m'a semblé prudent autant que délicat d'attendre l'effet entier que pourrait produire la Vie de Jésus. Aujourd'hui cet effet quel qu'il soit est produit. Ni les éloges, ni la part de blame d'un certain parti, que pourra s'attirer ma publication ne peut atteindre l'ouvrage de Mr. Renan. J'ai donc cru le moment venu de livrer au public la traduction que j'annonce et pour laquelle, encore une fois, j'ai l'honneur de solliciter vos bons offices.

H a m b u r g.

Jeán Paul Frédéric Eugéne Richter.

Ferner sind in demselben Verlage erschienen:

Chamisso, Peter Schlemihl's wundersame Geschichte. Siebente Auflage. Pracht-Ausgabe mit 6 Stahlstichen. Elegant gebunden 2 Thlr. 10 Ngr. Elegante Taschen-Ausgabe mit Chamisso's Portrait. Gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. Stereotyp-Ausgabe deutsch 15 Ngr.

Peter Schlemihl, der erste Grundstein zu Chamisso's Ruhm, hat sich durch Uebersetzungen den Weg fast in alle bedeutenden Länder Europa's gebahnt. Die französische Uebersetzung ist von Chamisso selbst besorgt, durch die Uebersetzung in das Englische ist Schlemihl in Großbritannien eine volksthümliche Gestalt geworden. So lebt und wird Chamisso's unsterbliche Erzählung fortleben in Europa; ja mehr als das, in der ganzen civilisirten Welt; denn auch Amerika besitzt Schlemihl, indem die 1824 in London erschienene Uebersetzung schon 1825 in Boston nachgedruckt worden. In Deutschland, seinem Geburtslande, hat er, wie obige Ausgaben beweisen, die ungewöhnliche Ehre erfahren, stereotypirt zu werden. Möge diese Art der unendlichen Vervielfältigung nun auch dazu beitragen, das Andenken Chamisso's im Volke zu erhalten!

Deutsche Dichter der Gegenwart. Ein lyrisches Album. Herausgegeben von Robert Prutz. Elegant geheftet 1 Thlr. 15 Ngr. Elegant gebunden mit Goldschnitt 2 Thlr.

Die älteren Anthologien leitete ausschließlich der Ruhm der Dichter, ließ sich das Passende finden und einreihen. Hier aber galt es aus einer unermeßlichen Menge neuer und unbekannt gebliebener Gedichte das einzelne Gute heraussuchen, das werth ist, von spurlosem Versinken gerettet zu werden. Dadurch hat der literaturkundige Herausgeber nicht nur den betreffenden Poeten einen Dienst geleistet, was von sekundairer Bedeutung wäre, sondern die Nation verpflichtet, indem er ihr den Beweis von steter Erneuerung und unzerstörbarer Frische ihres Naturquells gab. Die Sammlung bringt überraschend Schönes, das man sonst wohl nirgends zu lesen bekommen hätte, und das ohne den Geschmack und den Fleiß des Herausgebers vielleicht spurlos untergegangen wäre.

Sallet, Friedr. von, Funken. Miniaturformat gebunden 12 Ngr.

Motto:
Such' nur im Sande mit geduldigem Sinn,
Findest doch noch ein Goldkörnlein d'rin.

Das Büchlein „Funken" enthält 2 Abtheilungen. 1 Abtheilung: „die wahnsinnige Flasche." Hier besingt Sallet seinen Helden Fiascono, wie er das Unglück hatte, in seinen Ideen gar zu consequent zu sein, und nicht blos, wie Andere, seinen Weinrausch für Gedichte, sondern auch sich selbst, den Dichter für eine Weinflasche ansah, und gerade wegen dieser letzten nach der ganzen Schilderung mit plausibleren Annahme für verrückt gehalten wurde. Voll Humor stellt Sallet sich selbst in jener süßen Verwechslung von Poesie und Wein befangen, singt sein Lied der Zechgemeine, und führt seine Leser in alle Heimlichkeiten der Monen eines ächten Kneipenwandlers ein.

2. Abtheilung: Praktisch und satyrisch, didaktisch und lyrisch, confus und humorisch und meist literarisch.

Sallet, Friedr. von, Gedichte. Vierte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Elegant gebunden 2 Thlr.

Diese Ausgabe bildet zugleich den „Zweiten Band" von Sallet's sämmtlichen Schriften. Durch die Billigkeit dieser Miniatur-Ausgabe ist es möglich gemacht, auch das größere Publikum mit den Arbeiten des uns zu früh entrissenen Dichters und Denkers bekannt zu machen. Die erste Abtheilung der gesammelten Gedichte führt den Titel „Naturleben und junge Liebe." Sallets Liebeslieder sind ein erstauntes Nachfinnen über die Tiefe des weiblichen Gemüths. Nimmt er den Pokal in die Hand, so ertönt entweder eine rechte Lebensregel (Maiweinlied), oder er sinnt über Wein und Poesie nach und vergleicht beide mit einander. Die Welt ist dem Dichter ein ferner widerwärtiger Lärm, zu dessen Schilderung er alle gellenden und kratzenden Mißlaute aufsucht (Seite 43), während er den Wald mit vollen Glockentönen und mit allem sanften Gesäusel unserer Sprache lobt.